Royalisten

und

Republicaner.

Aus

der Zeit der französischen Republik

von

George Hesekiel,

Verfasser von: „Der Henker und sein Kind.“

Dritte Abtheilung:

Marguerite.

Historischer Roman.

Leipzig, 1845.

Verlag von Chr. Ernst Kollmann.

Marguerite

oder die

Landung von Quibéron.

Historischer Roman

von

George Hesekiel,

Verfasser von: „Der Henker und sein Kind."

Sie konnten es nicht vergessen, daß sie Franzosen waren und daß Frankreich ein halbes Jahrtausend groß und siegreich gewesen unter dem Lilienbanner!

(Lamothe-Langon.)

Leipzig, 1845.

Verlag von Chr. Ernst Kollmann.

I.

Jean Cottereau und seine Gäste.

„Jeder Mensch ist zu einem besondern Zwecke und mit einer besondern Leidenschaft geboren. Die große Menge läßt davon nichts wahrnehmen; diese stürzt sich in den Strom des Lebens, um, gleich jungen Hunden, eine Zeitlang darin herum zu schwimmen und zu ersaufen. Aber es giebt auch Andere, die sich der Fluth entgegen stemmen und durch den Kampf immer mehr erstarken!"

(Marston.)

Die Regierung des Gesindels, in dessen Namen Robespierre und seine Anhänger geboten, lastete zu drückend auf Frankreich, als daß sie hätte eine lange Dauer haben können. Die mittlern Klassen der Nation, die höhern Stände, wenn auch die Erstern meistentheils constitutionell, sowie die Letztern

absolut monarchisch, mußten sich endlich vereinigen, um ein Joch abzuwerfen, das drückend und schimpflich zu gleicher Zeit war. Viele der eifrigsten Republicaner hätten ihnen sicher die Hand gereicht zum Sturz der Gesindelherrschaft, die jeder, der es wahrhaft wohl meinte mit der Menschheit und seinem Vaterlande, verabscheuen mußte, wenn diese Männer nicht eine Reaction von Seiten der Royalisten gefürchtet hätten, die ihnen unausbleiblich schien.

Robespierre hätte darum noch lange ungescheut sein Vaterland mit Füßen treten können, denn der Schrecken, kraft dessen er gebot, fesselte die höhern und Mittelklassen noch immer, wenn er nicht, freilich durch seine ganze Stellung gezwungen, den Versuch gemacht hätte, auch die letzten Republicaner, die sich von Ausschweifungen freigehalten, im Convente zu vernichten.

So kam der berühmte neunte Thermidor (27. Juli 1794.) Robespierre griff die Reste der republicanischen Partei an, er unterlag und bezahlte diesen Versuch mit seinem Leben. Der neunte Thermidor war der erste Tag der Revolution, an welchem die angreifende Partei besiegt wurde

und schon an diesem Zeichen konnte man erkennen, daß die aufsteigende, revolutionaire Bewegung ihren Höhepunkt erreicht hatte. Die entgegengesetzte Bewegung mußte an diesem Tage beginnen.

Die Royalisten hatten indeß an dem Triumphe des neunten Thermidor keinerlei Antheil, die Männer, die an diesem Tage siegten, waren die gemäßigten Republicaner Boissy d'Anglas, Sieyes, Cambacérès, Chenier und Thibaudeau, ein Verein mit den Resten der Dantonistischen Fraction der alten Bergpartei, unter denen Tallien, Bourdon, Fréron, Barras und Legendre die bedeutendsten waren.

Es war eine Reaction da, aber noch war sie ganz republicanisch, die revolutionaire Bewegung wich anfänglich nur bis zum dritten October 1793, dem Tage der Verhaftung der Dreiundsiebzig, zurück. Wenn aber eine Bewegung einmal reactionair wird, so ist ein Stillstand und ein Aufhalten unmöglich.

Die Freunde der am 2. Juni 1793 vernichteten Girondistenpartei traten jetzt wieder muthig auf und bedrohten die vom Convent zurückgestoßenen Jacobiner, die in Paris jetzt alles aufboten, um der Bewegung Herr zu werden. Unter dem

Einfluß der Girondisten rief Fréron in seiner Zeitung **l'orateur du peuple** die jungen Leute zu den Waffen und stellte sich an ihre Spitze. Diese jungen Leute, sämmtlich den höhern und mittlern Ständen angehörend, formirten sich zu einer Miliz und nannten sich: Frérons vergoldete Jugend. Sie trugen das so berühmt gewordene **costume à la victime**, statt der Carmagnole der Jacobiner einen eckigen, weit ausgeschnittenen Rock und sandalenartige Schuhe. Ihr Haar hing an den Seiten herab und war hinten mit Flechten, die man **cadenettes** nannte, aufgeschlagen. Ihre Waffe war ein keulenartiger, mit Blei ausgegossener Stock.

Mit Hülfe dieser **jeunesse dorée** besiegte man die Jacobiner und die revolutionaire Bewegung wich zurück bis zum 2. Juni 1793, die herrschenden Ansichten waren nun dieselben, die vor dem Sturz der Gironde gegolten hatten.

Nun aber wurde die von Republicanern geleitete, gegenrevolutionaire Bewegung entschieden royalistisch und obgleich die Anhänger der Monarchie noch eben so uneinig waren, als vor dem zehnten August 1792, so verständigten sie sich jetzt doch zu einem gemeinsamen Angriff auf den Convent,

sie verständigten sich, weil sie noch nicht um den Preis des Sieges zu kämpfen hatten. Die Partei war einig und stark im Unglück, uneinig und schwach nach jedem Vortheil. Haufenweise kehrten die Emigranten zurück und bemächtigten sich der Pariser Sectionen, sie wurden dem Convente bald furchtbar durch ihre Energie, durch jene blutige Energie, die sie nunmehr den Republicanern abgelernt hatten.

In Paris indeß hemmte der Convent noch einigermaßen die Reaction; so wie er die Herrschaft der Jacobiner vernichtet hatte, so gedachte er auch die Rache der Royalisten aufzuhalten. Aber die vergoldete Jugend wurde für die Sache des Königthums gewonnen, die öffentliche Meinung durch einen Literatenverein, an dessen Spitze Laharpe Richerde und Serisy standen, zu ihren Gunsten bearbeitet und bald wimmelte Paris von Bewaffneten in der Uniform der Chouans, dem grauen Rock mit grünem Kragen und das Haar **à la victime**, die Jagd auf Jacobiner und Terroristen machten und das **réveil du peuple** sangen.

Aber viel heftiger war diese royalistische Reaction in den Departements, dort gab es nur

zwei Parteien, eine, die bis jetzt geherrscht, und eine, die bis jetzt gelitten hatte. Die blutigsten Gräuel befleckten dort die gerechte Sache des Königthums. Im Süden namentlich, wo die Leidenschaften heftiger tobten, richtete die Reaction durch Gemetzel in Masse. Jesusvereine und Sonnenvereine übten dort eine furchtbare Wiedervergeltung.

Aber auch den kältern Norden ergriff die gegenrevolutionaire Bewegung. Die erschöpfte, beinahe vernichtete Vendée erhob sich aufs Neue, und der Marquis von Charette machte sich bald wieder so furchtbar, daß die Republik mit ihm, wie mit einer souverainen Macht zu Jusnay, über eine Art von Frieden unterhandeln mußte.

Leider war die ohnehin geschwächte Kraft der Vendéer noch getheilt durch die Feindschaft, die zwischen ihren beiden Chefs, Charette und Stofflet, herrschte, und die einen so unversöhnlichen Charakter annahm, daß sich die beiden Chefs beinahe untereinander selbst bekriegt hätten.

Um diese Zeit versuchte ein Marquis, oder Graf von Puisaye, er heißt bald Marquis bald Graf, ein unternehmender Mann, der indeß fähiger war, Intriguen zu leiten, als große Parteientwürfe

zu fassen, den ermatteten Aufstand der Vendéer durch einen frischen der Bretagne zu ersetzen. Er sammelte Banden von Chouans, bestehend aus alten royalistischen Parteiresten, Abenteurern und kühnen Schleichhändlern und durchstreifte, meistentheils siegreich, Calvados und Morbihan, ohne indeß das offene Feld gegen die Truppen des Convents halten zu können.

Um der Chouannerie einen Halt zu geben, um sie auszudehnen, wendete sich der Marquis von Puisaye an England und suchte das, von Seiten der Coalition bitter getäuschte, brittische Ministerium zu bewegen, ihm den Kern einer Armee, Munition und Gewehre zu geben.

Das war die Lage der Dinge in Frankreich zu der Zeit, in der unsere Erzählung beginnt.

Man hat sich lange gestritten, wessen Ursprungs der Name Chouan und Chouannerie sei, die verschiedensten Conjecturen sind gemacht, aber weder das bretagnische Adelsgeschlecht Chouin, noch der berühmte Bandenchef Jean Cottereau haben den Chouans ihre Namen gegeben, obwohl der Letztere auch kurzweg Jean Chouan genannt wurde. Er

erhielt diesen Namen erst, als er einer der Chefs der Chouannerie geworden war.

Die Chouannerie bestand zum größten Theil, wenigstens im Anfang, aus den kühnen Contrebandiers und Schleichhändlern, die in den Küstendepartements außerordentlich zahlreich waren und schon lange vor der Revolution sich gegenseitig warnten und erkannten in dunkler Nacht an einem der Eule (chouette) nachgeahmten Schrei. Zu dieser Zeit war ihr Erkennungs- und Losungswort „gare les chouettes," oder bretagnisch corrumpirt „gare les chouans!" zu deutsch: „Aufgepaßt, die Eulen!" Vermuthlich nannten sich diese Leute, die durch eine beinahe lächerliche, aber doch nicht allzuseltne Verkettung von Umständen, die treuesten Anhänger desselben Königthums wurden, dessen Gesetze sie bisher am kühnsten verletzt hatten, zuerst selbst Chouans und erst später wurde die Benennung allgemein.

Dicht an dem Wege, der von Ernée nach Fougères führt, lag in der Zeit, in der unsere Erzählung beginnt, eine ärmliche Erdhütte, deren enge Thür und kleine Fenster, die weiter nichts als mit Läden versehene Löcher waren, eben kein

Asyl der Gastfreundschaft zu verkünden schienen. Dennoch sehen wir einem Mann, dessen Schritte durch die Abendkälte eines Octobertages im Jahre 1794 beflügelt scheinen, sehr hastig der Hütte zueilen. Mit einer Bewegung, die uns anzeigt, daß der Mann sehr bekannt sein muß mit der Gelegenheit des Ortes, öffnet er die Hüttenthür und tritt in ein Gemach, von dem es sich sehr schwer bestimmen lassen würde, ob es für ein Wohnzimmer, oder für eine Küche, oder ein Schlafzimmer gelten solle. Denn während in einer Ecke über einem prasselnden Heerdfeuer, durch welches das Gemach zugleich erwärmt und erleuchtet wird, ein riesiger Kessel schwankt, liegen auf einem niedrigen Bette in einer andern Ecke zwei schlafende Knaben, die beide das dritte Lebensjahr noch nicht erreicht haben können. In der Mitte des Gemachs aber steht ein großer Tannenholztisch, der so eben von einem Frauenzimmer mit Schüsseln und Tellern besetzt wird.

Dieses Frauenzimmer trägt zwar den kurzen Rock und die plumpen Schuhe der bretagnischen Bauerweiber, zeigt aber in ihrem offenen, beinahe edlen Gesicht nichts von der finstern Apathie, die

so unangenehm alle bretagnischen Gesichter auszeichnet. Ein rothes Sammetmützchen und eine schwere goldne Erbskette, die sich dreimal um den weißen Hals des Weibes schlingt, verrathen, daß in der ärmlichen Erdhütte eine Art von Wohlhabenheit zu Hause sei.

„Guten Abend, Marie!“ sagt der von uns bereits bemerkte Mann, indem er über die Schwelle des Gemaches tritt.

Bei der Helle, die das Heerdfeuer verbreitet, können wir seine Gesichtszüge besser erkennen, als in der Dämmerung des Octoberabends draußen.

Es ist ein großer, stattlicher Mann von etwa einigen dreißig Jahren, dem der finstere bretagnische Zug nicht fehlt, ja der noch finsterer aussieht, weil ihm das schwarze, struppige Haar dicht über die Stirn, beinahe bis auf die Augen herabhängt; unter seinem grauen Mantel trägt er einen knappen, grauen Rock mit grünem Kragen und Aufschlägen von derselben Farbe, eine doppelläufige Büchse hält er in der einen, seinen aufgekrämpten Hut mit der großen, weißen Cocarde in der andern Hand.

Das Frauenzimmer antwortete auf seinen Gruß, indem es sich in seine Arme warf und ihn zärtlich

küßte, was er mit einer Art von bärenhafter Galanterie erwiederte, indem er mit seinen großen Händen die bloßen Arme des Frauenzimmers streichelte. Nach einer Weile kehrte die junge Frau zu ihrer Beschäftigung zurück, während der Mann sich an das Lager begab, auf dem die beiden Knaben schliefen. Sein hartes, finsteres Gesicht nahm beim Anblick der schlafenden Kinder einen ganz andern Ausdruck an, unter dem Einfluß der weichern Gefühle, die ihn ergreifen mochten, schienen auch seine Züge weicher zu werden, er neigte sich zweimal über das liebliche Knabenpaar und küßte zärtlich die sanft gerötheten Wangen der kleinen Schläfer. Dann hing er seinen Mantel an die Erdwand und setzte sich auf einem rohen Sessel nieder, mit ausdrucksvollem Blick die Bewegungen der jungen, nun am Heerde beschäftigten, Frau verfolgend.

Eine Viertelstunde vielleicht mochte so verflossen sein, als sich die Thür auf's Neue öffnete und vier Männer eintraten, die den uns schon Bekannten vertraulich, wenn auch, wenigstens der Eine, etwas herablassend begrüßten. Der uns schon bekannte Mann erhob sich langsam von seinem Sitze und

sprach mit dumpfer Stimme, während seine Züge wiederum den alten, finstern Ausdruck annahmen:

„Willkommen in Jean Cottereau's Hütte, mein edler Graf und Ihr andern Herren!"

Wir befinden uns also in der Hütte des berüchtigten Chefs der Chouans; der von uns oben geschilderte Mann ist Niemand anders, als Jean Cottereau, oder Jean Chouan.

Der Vornehmste der eingetretenen vier Männer, die sämmtlich die graue Uniform der Chouannerie trugen, hatte die Manieren eines alten Hofmannes, das Wesen eines Abenteurers und den kühnen Blick eines Kriegers. Er war in der That Hofmann, Abenteurer, Krieger, ja noch mehr, Geistlicher, Verschwörer und Parteichef zu gleicher Zeit. Es war der Marquis von Puisaye, der gefährlichste Feind, den die französische Republik vielleicht gehabt hat. Dieser Mann, furchtlos in der Gefahr, herablassend gegen seine Untergebenen, derb gegen seines Gleichen und stolz gegen Höhere, ein braver Soldat, ein Intriguant ohne Gleichen, von Haß gegen die Republik beseelt, wäre im Stande gewesen, den Thron Frankreichs wieder herzustellen, wenn ihn sein unbeugsamer Stolz nicht mit dem

emigrirten Prinzen selbst entzweit hätte, denn was ihm abging, die Fähigkeit große Parteipläne zu fassen ersetzten die Rathschläge des brittischen Ministeriums vollständig.

Ohne Verlegenheit drückte Jean Chouan die Hand, die ihm der Marquis reichte und lud die Herren zum Sitzen ein. Der Tisch war servirt, man folgte der Einladung Jean Cottereau's und der Marquis ließ es sich nicht nehmen, der jungen Frau des Chouans selbst vorzulegen. Während man aß, drehte sich das Gespräch nur um gleichgültige Dinge und wir haben hinlänglich Gelegenheit, unsere Leser mit dem Aeußern der vier Royalisten bekannt zu machen.

Der Marquis Joseph von Puisaye ist eine bewegliche, mehr kleine als große Figur, seine Bewegungen sind elegant, aber doch heftig, seine Rede rasch, fließend, aber absprechend, Stirn, Augen und Nase stolz und kühn. Der neben ihm sitzende Mann, wenn er gleich den Kriegsrock der Chouannerie trägt, ist ein Priester, sein kalter, berechnender Blick, seine langsame, klingende Rede, seine stolzen Bewegungen sagen uns das deutlicher, als die Tonsur. Es ist der Abbé von Legge,

Puisaye's Geheimsecretair und einziger Rathgeber. Neben dem Abbé sitzt ein Mann, dessen Name bekannt genug geworden ist durch das traurige Ende, das er fand, es ist Georges Cadoudal, einer der kühnsten Chefs der Chouannerie und ein Royalist, wie vielleicht Keiner. Georges Cadoudal ist groß, kräftig, und sein Gesicht würde schön sein, wenn es nicht durch eine frische Narbe vom rechten Auge herab quer über Nase und Mund gräßlich entstellt würde. Der vierte von Jean Chouans Gästen gleicht diesem, seinem Wirth, am Meisten, es ist durch und durch, innerlich wie äußerlich, ein finsterer, trotziger Bretagner und nennt sich Scepeaux.

Als die Speisen abgeräumt waren, wurden die Gläser gefüllt und die Unterredung begann sich auf ernste, wichtige Gegenstände zu richten.

Puisaye legte eine Vollmacht vor, die von dem Grafen von Provence (nachmals Ludwig XVIII.) unterzeichnet, ihn zum General en Chef in der Bretagne ernannte. Er fragte die Anwesenden, ob sie ihm gehorchen wollten kraft dieser königlichen Ernennung. Er erhielt eine bejahende Antwort.

Nun begann er mit einem hinreißenden Feuer einen Plan zu entwickeln, der, wenn auch nicht in seinem Kopfe entsprungen, dennoch sein Eigenthum geworden war, einen Plan, der gehörig ausgeführt, allerdings die Republik stürzen und den Thron wieder aufrichten konnte.

Er zeigte den Chefs die Subsidienverträge mit England, die Contracte über abgeschlossene Lieferungen von Munition und Waffen, und eine unheimliche Kampflust blitzte aus den Augen der Chouans.

Jetzt kam der Graf auf die schwierigste Seite seines Planes, nämlich auf die innere Organisation des royalistischen Aufstandes.

Er theilte das ganze Territorium, das sich möglicher Weise in kürzester Zeit der Bewegung anschließen konnte, in einzelne Theile und übergab jedem Chef einen solchen. Für jedes Kirchspiel ernannte man einen Capitain, die Departements formirten diese Kirchspiele zu Divisionen, die unter die Befehle eines Marechal de Camp gestellt wurden. Bei jedem Corps befand sich ein aus Adeligen und Priestern zusammengesetzter Kriegsrath, eine Militairkasse und Beichtväter.

Alles war fertig, vollständig organisirt und die fünf kühnen Männer schritten zur augenblicklichen Ausführung des von ihnen gebilligten Planes.

Puisaye erhob sich stolz und ersuchte die drei Chefs der Chouannerie, ihm den Eid nachzusprechen, den er ihnen im Namen des Königs vorlesen lassen und abnehmen würde.

Die Chefs erhoben sich und schwuren mit aufgehobenen Händen folgenden Eid, den ihnen der Abbé von Legge mit großer Feierlichkeit vorlas. Er lautete also:

„Ich schwöre bei dem Blute meines schmachvoll gemordeten Königs, bei dem Blute meiner Brüder, das noch immer auf dem Schafaud fließt, bei Gott und meiner Ehre, keinen als meinen Herrscher anzuerkennen, als Se. Majestät den König Ludwig **XVII.** und keine andere Religion als die apostolisch römisch-katholische, in der ich getauft bin und die ich überkommen habe von meinen Vätern, so wahr mir Gott helfen möge! Amen!"

Es war diese Eidesleistung hier kein leeres Possenspiel, die ernsten Gesichter, die flammenden Augen derer, die den Eid leisteten, zeigten zur Genüge,

daß es ihnen Ernst war mit der Haltung desselben. Auch hat die Folge gelehrt, daß diese kühnen und treuen Männer ihren Schwur zu bethätigen wußten in Kampf und Streit, in Unglück und Gefängniß, bis zum Tode.

Nachdem die Chefs den Eid geleistet hatten, herrschte lange Zeit eine feierliche Stille in der Versammlung, man wußte, daß man mit dem Eid eine Verpflichtung übernommen hatte, die so schwer war, daß selbst der Leichtsinnigste sich von der Größe des gethanen Schrittes überzeugt fühlen mußte. Diese fünf Männer in der Hütte Jean Chouans verschworen sich gegen die mächtige Republik Frankreich, die dreimal bereits siegreich die Angriffe des ganzen verbündeten Europa's abgeschlagen hatte.

Puisaye fand sich zuerst wieder, er unterzeichnete, im Namen des Königs, für Jean Chouan, Georges Cadoudal und Jean Scepeaux die Brevets, die sie zu königlichen Marechaux de Camp ernannten und sie zugleich ermächtigten, sich ihre Officiere selbst zu wählen. Als die Rollen so weit ausgetheilt waren, fragte man, wenn und wo man das große Trauerspiel eröffnen werde.

„Meine Herren," nahm Puisaye das Wort, „die Art, wie wir bis jetzt gekämpft haben, kann zu keinem Ziele führen; einzelne Republicaner niedermachen, Kassen wegnehmen, Kouriere auffangen, belästigt die Republik wohl, aber tödtet sie nicht, die alte Katze hat ein zähes Leben. Gerade auf Paris ist mein Plan, aber unser Weg führt über Rennes. Noch sind wir nicht stark genug, um Paris zu nehmen, noch hat man auf der einen Seite nicht hinlängliches Vertrauen auf unsere Stärke, auf der andern noch nicht hinlängliche Furcht vor unserer Macht, nehmen wir aber Rennes, die alte Hauptstadt unserer Nationalherzöge, so zeigen wir der Republik, daß die Eulen Muth genug besitzen, sich auch am Tage auf ihre Feinde zu stürzen, so zeigen wir den treuen Unterthanen des Königs, daß Gott und seine Heiligen mächtig sind in unsern noch schwachen Kräften!"

Der Marquis konnte seine Worte nicht besser stellen. „Nach Rennes, nach Rennes! edler Graf, führt uns nach Rennes!" war die Antwort, die ihm die Chefs gaben.

Man vereinigte sich nun bald zu einem kühnen Angriff auf Rennes, das der Obergeneral Rossignol mit 10,000 Mann alter Soldaten besetzt hielt. Der zwei Lieues von Rennes gelegene Wald wurde zum Sammelplatz bestimmt.

Ein schriller Eulenschrei erklang draußen. Die Chouans fuhren auf von ihren Sitzen.

Der Schrei wurde zweimal rasch hintereinander wiederholt.

„Truppen der Republik, sehr nahe!“ rief Jean Chouan.

„Es ist keine Zeit zu verlieren!“ sprach Jean Scepeaux.

„Meine Herren, es bleibt bei unserm Plane!“ sagte Puisaye.

Man warf die Mäntel um und nahm die Waffen.

„Wohin denn?“ fragte der Marquis.

„Ich werde Sie in mein Versteck führen!“ entgegnete Jean Chouan ruhig, küßte seine Frau und deutete auf den Tisch. Sie verstand ihn. Eilig entfernten sich die Royalisten und die junge Frau des neuernannten Maréchal de Camp räumte still, aber behend, alle Spuren weg, die auf eine

Versammlung von Männern hätte schließen lassen können. Dann setzte sie sich gefaßt auf das Bett ihrer Kinder.

Wenige Minuten nachher vernahm sie die Tritte einer marschirenden Colonne, Kolbenstöße donnerten an die Hüttenthür und es war sehr überflüssig, daß ein Sergeant rief: „Oeffnet im Namen der Republik!“ denn die Thür war bereits eingeschlagen und zwanzig Grenadiere durchsuchten die Hütte.

Sie fanden blos eine Frau mit zwei kleinen Kindern. —

Man führte die arme Marie hinaus; draußen hielt mit mehrern Officieren, umgeben von einer starken Abtheilung Infanterie und Cavallerie ein hoher Officier der Republik, es war der General Beaufort. Dieser geschickte und kühne Anführer hatte die genauesten Nachrichten, daß der berüchtigte Jean Cottereau, an dessen Habhaftwerdung dem Wohlfahrtsausschuß viel gelegen war, diese Nacht in seiner Hütte zubringen werde. Er war wüthend, daß ihm der schlaue Chouan dennoch entgangen und zornig fragte er das Frauenzimmer, das man zu ihm führte:

„Wo ist Euer Mann?“

Marie verrieth nicht die mindeste Furcht, ruhig antwortete sie:

„Ich weiß es nicht!“

„Er besucht Euch öfter?“

„Zuweilen!“

„Ihr bringt ihm zu essen?“

„Selten!“

„Wo ist er?“

„Wie könnt Ihr verlangen, daß ich Euch das sage, wer soll ihm denn treu bleiben, wenn nicht seine Frau?“

Der General staunte die Frau an, er war selbst ein muthiger Mann und wußte diese Eigenschaft deshalb auch an andern zu schätzen. Mehr um den Muth des Weibes auf die Probe zu stellen, als daß er einen Erfolg gehofft hätte, sagte er rauh:

„Wenn Ihr nicht bekennt, wo Euer Mann ist, so lasse ich Feuer in Eure Hütte werfen!“

„Wie es Euch gefällt,“ erhielt er ruhig zur Antwort, „ich bitte blos um einige Minuten Frist, um meine Kinder anzukleiden!“

Die junge Frau ging eilig in ihre Hütte und der General hörte auf einen Rapport, den ihm ein Adjudant machte, dieser hatte ihn kaum beendet, als Marie wieder erschien, sie führte an jeder Hand einen ihrer Knaben und trug ein kleines Paquet unter dem Arme.

„Jetzt könnt Ihr Feuer in meine Hütte werfen lassen," sagte sie, „ich danke Euch, daß Ihr die Güte gehabt habt, so lange zu warten!"

Der weibliche Heroismus dieser Frau, der in seiner stillen Bescheidenheit einen um so tiefern Eindruck machen mußte, rührte den alten General. Beaufort galt für geizig, Geld war ihm viel, er reichte der Frau des berüchtigten Jean Chouan zwei Assignaten, jeden zu funfzig Sous und sagte:

„Geht in Eure Hütte zurück, gute Frau, General Beaufort ist kein Mordbrenner!"

Dann setzte er seinem Pferde die Sporen in die Weichen und sprengte davon.

„Der General fürchtet, sein großes Geschenk möchte ihn reuen!" lachte ein junger Officier und reichte der Frau einen Louisd'or, ehe er seinem Chef folgte.

Nach einigen Minuten stand die Frau Jean Chouans allein vor ihrer Hütte, sie sah den davoneilenden Truppen der Republik nach.

„Ihr werdet ihn nicht finden!“ sagte sie und führte ihre frierenden Kindlein hinein. Lächelnd warf sie die Assignaten und den Louisd'or auf den Tisch.

„Was wird Jean lachen, wenn ich ihm das erzähle!“

Während sich General Beaufort vor der Hütte aufhielt, hatte der Chouan hinlänglich Zeit, sich und seine Gefährten in Sicherheit zu bringen. Er führte diese über die Straße, die von Ernée nach Fougères führt, etwa tausend Schritte ins Feld hinein, dort folgte er der Richtung dieser Straße und man gelangte in ein kleines Gehölz, das gerade an der Stelle lag, wo sich die Straße von Fougères mit der von Vitré kommenden kreuzt. Ohne ein Wort zu sagen, wälzte Jean Chouan einen ziemlich großen Stein weg, der ganz unverdächtig neben einer schlanken Tanne lag und ließ einen Eulenschrei hinab klingen in die dunkle Oeffnung, die sich unter dem Stein öffnete.

Sein Ruf wurde beantwortet und er forderte nun seine Begleiter auf, in die Grube hinabzuspringen. Der Marquis zögerte. Lächelnd sagte der Chouan: „Immer hinein, edler Graf, es ist nicht Mannes tief!“ Der Marquis sprang jetzt hinein und die Uebrigen folgten ihm. Jean Chouan war der Letzte; von seiner Größe unterstützt, faßte er, in der Grube stehend, den Stein mit beiden Händen und legte ihn wieder über die Oeffnung. Die Gewandtheit, mit der er dieses Manöver vollzog, zeigte hinlänglich, daß er schon oft in dieser Höhle Schutz gesucht haben müsse.

„Gehn Sie nur immer gerade aus, edler Graf!“ rief er dem zögernden General en chef der Bretagne zu.

Dieser gehorchte der Aufforderung und befand sich, während ihm die Uebrigen folgten, bald in einem Gange, der wenn auch eng, schmal und niedrig, dennoch immer für sehr bequem gelten konnte, wenn man ihn mit der Grube verglich, durch die man zu ihm gelangte. Bald erweiterte sich auch der Gang, der Marquis bog um eine Ecke und sah sich in einem ziemlich geräumigen

Gemach, das bequem dreißig Menschen fassen konnte.

Die Höhle war mit Tischen und Bänken versehen und etwa zwölf Männer, welche wohlbewaffnet auf Strohbündeln längs der Wand hin lagen, erhoben sich eifrig beim Eintritt des Marquis und seiner Gefährten.

Diese Männer in der Höhle waren Jean Chouans treueste Anhänger, diese Höhle sein Hauptquartier.

Jean Chouan rief jetzt dem Marquis zu: „Setzen Sie sich nieder, edler Graf, und reden Sie kein lautes Wort!"

Man setzte sich und der berühmte Chef löschte vorsichtig alle Lichter aus, die hier und da, brennend auf den Tischen standen.

Eine starke Viertelstunde verging in tiefem Schweigen. Endlich vernahm der Marquis über sich ein dumpfes Getöse, das immer heftiger wurde und eine ziemliche Weile anhielt.

„Jetzt kann man sprechen, sagte Jean Chouan, der sich neben dem Marquis niedergesetzt hatte, man hört uns nicht, Sie wundern sich über das Getöse, edler Graf?

Der Marquis gab das zu.

„Es ist,“ fuhr der Chouan fort, „der General Beaufort, der mit seiner halben Division ausgerückt ist, um uns zu fangen und es gewiß sich nicht träumen läßt, daß er sich in unserer nächsten Nähe befindet!“

Jetzt wurde das Getöse so heftig, daß die ganze Höhle dröhnte, der Marquis fuhr von seinem Sitze auf, er glaubte die Decke werde herabstürzen.

„Die Decke ist fest, edler Graf, das Getöse rührt von den Reitern des kleinen Dufresne her, der sich auch aufgemacht hat, um uns zu fangen, trotz der Kälte!“

Das Getöse verlor sich endlich und in der Höhle herrschte wieder das tiefste Schweigen.

Es mochte so eine Stunde vergangen sein, als der Chouan den Marquis leise fragte:

„Wo gedenken Sie hin zu gehen, edler Graf?“

„Nach dem Morbihan!“

Schön, Georges Cadoudal geht auch dorthin, jetzt ist hier in der Gegend alles sicher, die Republikaner ruhen sich aus von ihren nächtlichen

Strapazen, ich werde Sie bis an die Villaine führen!"

Jean Scepeaux blieb in der Höhle zurück und die andern von Jean Cottereau geführt, verließen dieselbe durch einen Gang, der nach der entgegengesetzten Seite ins Freie führte.

Von Rechts her war man in die Höhle gekommen, zur Linken verließ man sie.

Der Eingang war auf beiden Seiten in gleicher Weise durch einen Stein maskirt.

Es war noch finster, als man ins Freie trat und man befand sich eine ziemliche Strecke jenseits der großen Straße. Ein halbes Dutzend Chouans begleiteten die Chefs, die Jean Cottereau durch Sümpfe und Moore, über Berg und Thal mit einer Sicherheit führte, die hinlänglich eine große und genaue Bekanntschaft mit dem Terrain seines Heimathlandes verrieth. Bald an einem Sumpf, bald an einer Höhle blieb der Chouan stehen und ließ sein Eulengeschrei ertönen, es wurde fast allemal mit großer Präcision beantwortet und als die Royalisten, vielleicht morgens neun Uhr, das Ufer der Villaine erreichten, hatten sie ein Gefolge von

vielleicht zweihundert Mann, trefflich bewaffnet und frisch zu jeder That.

Am Ufer des Flusses nahm Jean Cottereau Abschied von seinen Gästen, er ließ ihnen zehn tüchtige Chouans zur Begleitung.

„Auf Wiedersehn bei Rennes, Herr Marechal de Camp!" sagte der Marquis zu dem Chouan, als er den Kahn bestieg.

„Auf Wiedersehn, mein General, es lebe der König!"

„Es lebe der König! erwiederte der Marquis, indem er seinen Hut lüftete.

Unter dem hundertstimmigen „vive le roi!" der Chouans stieß der Kahn ab, der, wenn auch nicht „Cäsar und sein Glück," so doch den Mann trug, in dessen Händen damals das Geschick der Royalisten lag.

II.

Der erste Angriff.

Chantons l'antienne
Qu'on chantra dans mille ans
Que Dieu maintienne
Lui et ses descendents.

(*Vive Henri quatre!*)

Es sind einige Wochen verflossen seit dem Besuche des Marquis von Puisaye in der Hütte Jean Cottereau's. Der kühne Plan, den man an jenem Abende angenommen, wurde mit einer Thätigkeit ins Werk gesetzt, die am Besten zeigte, wie groß die Anhänglichkeit der Bretagner an das Königthum, wie mächtig ihr Haß war gegen die Republik.

Von allen Seiten her strömten Haufen von Bewaffneten nach dem Walde von Rennes. Georges Cadoudal, Bourmont, Scepeaux, d'Audigné,

Tinteniac, Jean Chouan, Alle gefolgt von zahlreichen Schaaren, fanden sich ein am festgesetzten Tage im Walde von Rennes und vereinigten sich mit Puisaye, der mit einer bedeutenden Anzahl von Edelleuten erschien. Drinnen in Rennes saß der Obergeneral Rossignol, den wir bereits in der Vendée kennen gelernt haben, er war seit dem Ueberfall bei Thouars ungemein vorsichtig geworden und jagte jetzt Ordonnanz auf Ordonnanz nach der Küste, um Beaufort zu bewegen, ihm zehntausend Mann zur Unterstützung zu geben. Dieser General aber glaubte dem Befehl des Obergenerals nicht nachkommen zu dürfen, denn er sah sehr richtig ein, daß nur seine Uebermacht die von ihm besetzten Landstriche im Zaum hielt, daß sich die Insurrection über die ganze Küste verbreiten würde, sobald er sich um zehntausend Mann schwächte. So war denn der Obergeneral Rossignol auf seine eigenen Kräfte beschränkt und beschloß, sich in Rennes um jeden Preis zu vertheidigen.

Wir finden den Obergeneral in seiner Wohnung auf dem Markte der alten Residenz der bretagnischen Herzöge, Officiere von allen Waffen

und allen Graden füllen die Treppen und Gänge, Ordonnanzen kommen und gehen.

Ein auf Recognoscirung ausgesendeter Capitain kehrte eben zurück und brachte zwei gefangene Chouans ein. Es waren zwei Verwundete, die er durch sechs reitende Grenadiere eskortiren ließ. Die Gesichter der beiden Chouans glühten noch von der Aufregung des Kampfes, ihre graue Uniform war stellenweise zerrissen und mit Blut beschmutzt, man hatte ihnen die Waffen abgenommen, ihnen aber die Hände nicht gebunden. Jetzt standen sie mitten in der Eskorte, an der Thür der Commandantur. Der Jüngere von Beiden lehnte sich erschöpft von den Anstrengungen, denn die Wunden der republikanischen Grenadiere bewiesen, daß die Chouans erst nach einem hartnäckigen Gefecht überwunden waren, an den vorspringenden Pfeiler der Thür und schien sich in bretagnischer Apathie in das Schicksal zu ergeben, was nicht zweifelhaft war, während der Andere, Aeltere, obgleich er sichtlich schwerer verwundet war, seine düstern Blicke forschend auf den Haufen von Neugierigen warf, der sich an sie herandrängte. Er schien gefunden

zu haben, was er suchte, er verzog keine Miene, aber sein flammender Blick begrüßte Jemanden.

Die beiden Chouans, von denen wir hier reden, waren sehr verschieden im Aeußern und nicht bloß an Jahren. Der Jüngere war hoch und schlank gewachsen und hatte in seiner Hinfälligkeit selbst etwas Edles, was seinem ältern Gefährten ganz abging, der finster, verschlossen, wild, das ächte Bild eines Chouans war.

Mancherlei Urtheile wurden laut in der Menge, die sich von Minute zu Minute vergrößerte; die Bevölkerung von Rennes war, wie die von fast allen alten Städten der Bretagne, royalistisch, man wünschte offen, der Sieg möge die Bemühungen der Chouannerie krönen, man freute sich unverholen über die sichtliche Verlegenheit und Unschlüssigkeit, die sich in der Haltung des republicanischen Obergenerals kund gab.

Ein Dragonerofficier klirrte die Stufen hinunter, es war ein Adjutant des Bürgerobercommandanten.

„Die Gefangenen herauf!" rief er wichtig.

Der Jüngere der beiden Chouans schrak zusammen beim Klange der Stimme des Dragoner-

officiers, aber er folgte ruhig seinem finster voranschreitenden Gefährten.

Man führte sie in einen Saal, wo Rossignol mit zehn bis zwölfen seiner vornehmsten Officiere an einer langen Tafel saß. Ordonnanzen und Adjutanten drängten sich zahlreich an der Thür, man machte den Chouans Platz und bald standen sie vor der Tafel.

Wir kennen Rossignol bereits von der Vendée her, er ist noch ein wenig stärker, sein Gesicht noch ein wenig röther geworden seitdem, sonst nehmen wir keine Veränderung an ihm wahr.

„Fragt sie, zum Teufel, fragt sie, Düfresne!" sagte er zu einem seiner Officiere.

Der also Aufgeforderte begann nun eine Reihe von Fragen an die Chouans zu richten, erhielt aber keine Antwort, er wurde endlich ungeduldig und rief:

„Habt Ihr den Muth so verloren, daß Ihr nicht reden könnt?"

„Wir dienen dem Könige von Frankreich!" erhielt er stolz zur Antwort.

„Wollt Ihr über die Stellung der Rebellen Auskunft geben, oder nicht?"

„Ueber Eure Stellung müßt Ihr besser unterrichtet sein, als wir!" lautete die zweideutige Entgegnung.

„Beim Teufel, trotzige Burschen, beim Teufel!" murmelte Rossignol.

Der Oberst Dufresne, der sie befragte, sah ein, daß wenig zu erlangen sein würde von solchen Gesellen, er schloß sein Verhör mit den Worten.

„Laßt die Bestien erschießen!"

„Ihr werdet kein Frauenzimmer erschießen!" sagte der ältere der Chouans, mit rascher Hand die Uniform seines Gefährten aufreißend und einen weiblichen Busen entblößend.

Die republicanischen Officiere fuhren auf von ihren Sitzen; glühend mehr vor Unwillen, als Schaam, bedeckte das Frauenzimmer seine Brust und rief:

„Raoul, Sie sind unverschämt, und Ihr Rebellen aber werdet mich erschießen lassen, denn ich habe die Waffen gegen Euch getragen und meine Kugel hat manchen Sattel leer gemacht in Eurem Regiment, Herr Dufresne!"

„Zum Teufel, ein Frauenzimmer, muthig, schön gewachsen, zum Teufel!" brummte Rossignol.

Der Dragonerofficier, der die Gefangenen heraufgeholt hatte, drängte sich jetzt durch seine Kameraden und rief:

„Bürgerobergeneral, das ist eine gefährliche Person, sie hat schon in der Vendée gegen uns gefochten, es ist die sogenannte Gräfin Marguerite von Maulevrier!“

Marguerite von Maulevrier, sie war es, wendete sich stolz um nach dem Dragoner, der seinen unverschämten Blick senkte vor dem Strahl der Verachtung, der in Margueritens Augen blitzte.

„Ah!“ sagte sie ruhig, „das ist der ehemalige Baron Laffeu, der sein Ehrenwort gebrochen hat!“

„Kameraden, glaubt der Courtisane des gefallenen Larochejacquelein nicht!“ rief der elende Laffeu verwirrt und bestürzt.

„Zum Teufel, ein kläglicher Schuft der Laffeu, zum Teufel!“ sagte Rossignol ganz laut, und vernichtet zog sich der Dragonerofficier zurück.

„Was machen wir mit dem Mädchen, Bürgerobergeneral?“ fragte Oberst Dufresne.

„Führt sie ins Gefängniß bis auf Weiteres, die Republik führt keinen Krieg mit Weibern!" entschied Rossignol.

Im selben Augenblick hörte man Kleingewehrfeuer, Schuß auf Schuß knallte, die Trommeln wirbelten durch die Straßen, die Trompeten schmetterten, Ordonnanzen kamen von den Officieren, welche die Außenposten befehligten. Puisaye hatte Rennes angegriffen.

„Bürgerofficiere, an Ihre Posten!" rief Rossignol, der beim Knallen der Kugeln gewöhnlich die Energie wieder zu finden pflegte, die er bei Berathungen verlor.

„Muthige Kerls, die Chouans, zum Teufel!" fluchte er, als er seinen ungeheuren Federbusch auf seinen Hut steckte und diesen aufstülpend der Thüre zueilte.

Der Capitain von den reitenden Grenadieren, der Marguerite und ihren Begleiter, den wir Raoul nennen hörten, gefangen hatte, brachte sie jetzt auch wieder hinaus. Sechs seiner Leute nahmen die beiden Gefangenen in die Mitte und brachen sich mühsam Bahn durch die dichten Menschenmassen, die sich in den Straßen drängten. „Verlassen Sie

sich auf mich, Gräfin!" flüsterte der Chouan Margueriten zu.

Ein Eulenschrei klang durch das Geräusch der Menge.

„Es lebe der König!" rief der Chouan, warf den Grenadier, der neben ihm ging, zu Boden und stürzte sich in die Menge, die ihm willig einen Durchgang ließ und sich dann wieder dicht schloß.

„Platz, im Namen der Republik!" schrie der Sergeant, „oder ich lasse feuern!"

Die Menge rührte sich nicht und ihre Haltung war eine so drohende, die Mienen der Umstehenden so finster, daß der Sergeant verwirrt und entmuthigt jeden Gedanken an weitere Verfolgung aufgab und nun nur seinen Weg ruhig fortzusetzen trachtete.

Das Feuern aber wurde immer heftiger, Georges Cadoudal griff Rennes auch auf der Nordwestseite an, die Menge drängte sich neugierig nach den Thoren, oft stand die Gräfin eine Viertelstunde lang und länger in einem dichten Menschenhaufen mit ihrer Eskorte eingekeilt. Zweimal sah sie den General Rossignol mit seiner Suite an

ihr vorüberjagen; der wackere Mann, so sehr er den Angriff der Chouans gefürchtet hatte, that jetzt in ausgezeichneter Weise seine Schuldigkeit, er flog von einem Thore zum andern und wußte den sinkenden Muth seiner Truppen einigermaßen zu beleben.

Endlich gelang es dem Grenadiersergeanten, die Gräfin an eine Thorwache abzuliefern, man nahm sich dort nicht die Zeit sie einzuschließen, man stellte sie zu einem Trupp Chouans, die gefangen am heutigen Tage eben eingebracht waren. Marguerite kannte keinen von ihnen, es waren Leute, die zu Georges Cadoudals Division gehörten und jeden Augenblick erwarteten, daß ihr Chef das Thor, an dem sie standen, forciren werde.

Wirklich rückte das Gefecht immer näher, es zog sich bis dicht an das Thor heran und einzelne Kugeln fielen unter den Haufen der Zuschauer, ohne ihn jedoch zum Weichen zu bringen. Ganz deutlich vernahm man das „vive le roi!“ der anrückenden Chouans, während zu gleicher Zeit von Seiten der Angreifer ein Feuer mit grobem Geschütz eröffnet wurde.

„Nun werden wir bald befreit sein, Kameraden, das ist der Cormatin mit seinen Kanonen!“ sagte einer der Chouans, unter denen Marguerite stand.

Es war dem Grafen Puisaye gelungen, seine einzige Batterie schweres Feldgeschütz auf einen Hügel zu bringen, der die Straße nach Vitré beherrschte.

Jetzt fielen die Kugeln dichter, die Zuschauer flüchteten, ein republicanisches Regiment stürzte aufgelöst in wilder Flucht durch das Thor. Der Capitain, der den Posten befehligte, ließ seine Leute ausrücken, todtenblaß kam der Obergeneral mit seinem Stabe an der Spitze von Dufresne's Dragonern durch die Stadt gesprengt, er hielt unter dem Thor.

„Soldaten!“ rief er den fliehenden Infanteristen zu, „zum Teufel, steht; Dufresne, ins drei Teufelsnamen, vorwärts, debouchirt, chargiren Sie den Feind!“

Die Dragoner trabten in geschlossenen Zügen durch das Thor, es war die höchste Zeit, die Chouans mußten schon sehr nahe heran sein, denn Marguerite bemerkte, daß schon unter dem Thor

mehrere Reiter stürzten. Die Kanonade dauerte unabläßig fort, Rossignol sammelte die Infanteristen und ließ sie durch das Thor marschiren.

Plötzlich schwieg das Kanonenfeuer am andern Thore, wo Puisaye persönlich den Angriff leitete, Rossignol, der mit seinem Glase die Bewegungen der Dragoner verfolgte, sagte eben:

„Superbe Charge, beim Teufel!“ aber das Wort blieb ihm im Munde stecken, als die Kanonade schwieg.

„Rochette!“ schrie er, „zum Teufel, jagen Sie, Lesseps soll sich halten, nehmen Sie Duras Grenadiere und führen Sie diese zum Succurs!“

Der angeredete Officier jagte davon. Rossignol war jetzt noch bleicher, als vorher, der Schweiß stand ihm in dicken Tropfen auf der Stirn.

„Zum Teufel,“ murmelte er, „das Geschütz schweigt, die Chouans greifen mit blanker Waffe an, es wird bald aus sein, zum Teufel!

Ein Hoffnungsstrahl zog über sein Gesicht, er bemerkte, daß sich Georges Cadoudal bis an die Lisière des Waldes zurück zog, er befahl, daß Dufresne ihn nicht verfolge, er fürchtete eine Kriegs=

list, denn er begriff nicht, warum sich der kühne Chef vor einem Dragonerregiment zurückzog.

Eine Ordonnanz sprengte die Straße herab.

„Von General Lesseps, mein General," rief sie schon von Weitem, „der Feind hat das Gefecht abgebrochen und zieht sich zurück, der General Lesseps bittet um Dufresne's Dragoner zur Verfolgung, Duras Grenadiere folgen mir, um hier dem Feinde die Spitze zu bieten!"

„Nun, zum Teufel!" sagte Rossignol, indem er sich das Gesicht abtrocknete, „das ist spaßhaft, noch ein Angriff und wir waren hin und nun — na, zum Teufel, noch verstehen die Chouans nichts vom Kriege!"

„Geht nur nach Hause, Kinder," rief er den Grenadieren zu, die anmarschirten, hier ist nichts mehr zu thun, zum Teufel!"

Die gefangenen Chouans, unter ihnen Marguerite, wurden jetzt in eine Kirche gebracht und dort eingeschlossen. Diese finstern, trotzigen Männer konnten nicht begreifen, warum Puisaye abgebrochen im Augenblick des Sieges gerade. In der That es war unbegreiflich und auch allen Chefs der Chouannerie war es unerklärlich, sie hatten

den Befehl zum Rückzuge, der sie im Siege aufhielt, mit Erstaunen empfangen und mit Unwillen befolgt.

Die Nacht kam, Rossignol verdoppelte seine Aufmerksamkeit, er fürchtete etwas, was ganz in der Natur der Chouannerie lag, einen nächtlichen Ueberfall, denn der Rückzug der Royalisten im Moment, wo ihr Angriff reussirte, war ihm unerklärlich.

Am andern Morgen sendete er starke Recognoscirungen aus, sie kamen zurück und meldeten, weit und breit in der Runde sei keine Spur der royalistischen Armee zu bemerken, wohl aber seien sie bei Chau-Giron auf Beauforts Avantgarde gestoßen.

Jetzt war das Räthsel gelöst, Puisaye hatte Kunde von Beaufort's Anmarsche und wenn er auch stark genug war, Rossignol in Rennes anzugreifen, so hatte er doch nicht Lust, sich in Rennes von Beaufort belagern zu lassen. Wie sehr die Chefs nun auch Anfangs über den Rückzug gemurrt hatten, eben so sehr lobten sie jetzt Puisayes Klugheit, denn das leuchtete Allen ein, daß Rennes das Grab der Chouannerie geworden sein würde, wenn sie,

deren Hauptstärke in kleinem Krieg lag, sich dort hätte einschließen lassen. Beaufort hatte übrigens allein Schaden bei dieser Sache, denn er war nur auf Befehl des Conventsdeputirten Merlin, der sich in seinem Hauptquartier befand, nach Rennes marschirt, was er gefürchtet und vorausgesehen, traf buchstäblich ein, denn kaum hatte er seine feste Stellung bei Vitré verlassen, so pflanzte diese Stadt die königliche Fahne auf, ein Edelmann aus der Gegend, Lanongarède, stellte sich an die Spitze der Bevölkerung und das ganze Departement Ille und Villaine war gegen die Republik unter den Waffen. Diese angenehme Nachricht traf mit Beaufort beinahe zu gleicher Zeit in Rennes ein und man kann sich denken, wie freundlich die Zusammenkunft dieses ehrgeizigen Generals mit Rossignol gewesen.

An diesem Tage, einige Stunden nach der Zusammenkunft beider Generale, trat ein Adjutant Rossignols in die Kirche, in welcher man die gefangenen Chouans eingesperrt hielt, er fragte nach Marguerite. Die arme Gräfin hatte erst gar nicht Lust ihm zu antworten, sondern blieb an den Stufen des Altars liegen, auf denen sie die

Nacht zugebracht hatte und vermuthlich hätte sie dann das Schicksal der treuen Anhänger des Königthums getheilt, die, da sie sich beharrlich weigerten, Soldaten der Republik zu werden, noch am selbigen Tage erschossen wurden. Marguerite wußte das, aber sie schien ein solches Geschick eher zu wünschen, als zu fliehen.

Das muthige Mädchen, durch den Heldentod des Grafen Larochejacquelein auch der letzten von den schönsten Hoffnungen beraubt, die ein weibliches Herz hegen kann, durch den Tod ihres Vaters jedes Bandes ledig, das sie noch mit der Menschheit verknüpfte, sahen wir den blutgetränkten Boden der Vendée verlassen, durch Umstände gezwungen. Sie kam nach London, aber ihr thatkräftiger, fast männlicher Sinn war nicht dazu gemacht, die Hände in den Schooß zu legen und zuzusehen. Sie hatte nur noch Sinn für Eines auf der Welt, nur noch Eins begeisterte sie, der Gedanke an den Kampf gegen die Republik. Die Liebe ist des Weibes Element, nur durch die Liebe kann das Weib groß werden, der Mann kann es auch durch den Haß. Marguerite hatte Ursache die Republik zu hassen, die Republik hatte ihre ganze Familie

vernichtet, ihr den Mann entrissen, den sie einzig geliebt, ihr ganzes Leben ging auf in ihrem Haß gegen die Republik. Sie verließ London und schloß sich in Männerkleidern dem Chevalier de Tinteniac an, der bald zu den bedeutendsten Chefs der Chouannerie gehörte; wenige kannten das Geheimniß von Margueritens Geschlecht, denn gleich den bretagnischen Chouans ertrug sie ohne Murren die größten Mühseligkeiten und ihre sichere Hand, ihr scharfer Blick, waren bald sprichwörtlich bei Tinteniacs Chouans. Manche tödtliche Kugel kam aus Margueritens Büchse und sie war die Ursache mancher republicanischen Thräne. So lange Marguerite kämpfte, war sie stark und bewußt, kühn wie ein Mann, sobald aber die Waffen ruhten, war sie schwach und verzagt wie ein Weib.

Der Haß kann den Mann stärken, das Weib reibt er auf, es ist nicht wahr, daß das Weib länger haßt, es haßt heftiger, aber entweder giebt es seinen Haß auf, oder geht daran zu Grunde.

Gestern wurde Marguerite gefangen nach einer so muthvollen Gegenwehr, daß sie selbst den Feinden Achtung gebot, daß der Capitain sie nicht zu binden befahl, weil er das für schimpflich hielt, so

kühnen Männern gegenüber. In der Gefangenschaft war Marguerite wieder ein Weib, sie fühlte sich verlassen und hilflos wie ein Weib und wünschte zu sterben. Die kalte Nacht in der Kirche auf hartem Stein hatte ihre letzte Kraft gebrochen, sie war entschlossen, dem Adjutanten nicht zu antworten und sich mit den Chouans, mit denen sie gefochten, auch erschießen zu lassen.

Aber es sollte nicht so sein, denn bei der zweiten Frage des Officiers richtete sich ein alter Chouan auf und sagte:

„Die Gräfin Maulevrier liegt dort am Altar, sie wird wohl erstarrt sein vor Kälte!"

Der Officier trat auf diesen Wink zu Marguerite und sagte höflich:

„Ich bin von Seiten des Obergenerals gesendet, Bürgerin, er läßt Sie bitten, mir zu folgen!"

„Ich werde hier bleiben und mit meinen Kameraden, meinem Könige auch im Tode treu, sterben!" antwortete die Gräfin mit fester Stimme.

„Es thut mir leid, Bürgerin, daß darin Ihren Wünschen nicht entsprochen werden kann, die Republik führt keinen Krieg mit Frauen, sagt der Obergeneral:"

„Beim Teufel, müßt Ihr hinzu setzen, wenn Ihr Euren Chef citirt!“ rief derselbe alte Chouan wieder.

Der Officier lächelte und zeigte Margueriten an, daß er Befehl habe, sie nöthigen Falls mit Gewalt fortzuführen.

Jetzt erhob sich die Gräfin, sie folgte dem Officier, aber an der Kirchthür blieb sie stehen und rief:

„Lebt wohl, Kameraden, bleibt dem Könige treu, ich folge Euch bald, Gott segne Euch, Ihr treuen, kühnen Seelen! Es lebe der König Ludwig XVII!“

„Hoch lebe der König! der König für immer!“ riefen ihr die Chouans nach, denn der Officier zog sie eilig hinaus, er schien noch weitere Demonstrationen zu fürchten.

Der junge Officier suchte unterwegs eine Eroberung an der schönen Gräfin zu machen, denn der Geist, der in ihrem Antlitz lag, machte die Jungfrau schön; er wendete die richtigste Tactik an, er schlug den Weg ein, auf dem man reussiren muß, wenn man eben keine Marguerite vor sich hat. Er sagte der Gräfin sehr viel Schmeichel=

4 *

haftes über ihre Kriegsthaten und schloß ganz französisch damit, daß er sie anbete.

Marguerite lächelte.

„Sie glauben mir nicht, schöne Amazone?"

„Nein!"

„Fordern Sie eine Probe!"

Marguerite sah ihn eine Weile durchdringend an und blieb stehen, dann sagte sie ruhig, indem sie weiter ging:

„Nein, ich will Sie nicht prüfen, ich will Sie nicht unglücklich machen!"

Es lag etwas so Ritterliches, Kühnes in den offenen, stolzen Zügen, in den blitzenden Augen des republicanischen Officiers, daß Marguerite eine Art von Mitleid für ihn fühlte. Es war das erste Mal, daß eine sanftere Regung sie ergriff beim Anblick der verhaßten Farben der Republik.

Der junge Lancier ergriff die Hand der Gräfin, sie ließ es geschehen.

„Kühnes Mädchen," sagte er dringend, „nenne Deine Probe!"

„Nein, nein, Sie sind Republicaner."

Der Lancier lachte und versetzte: „Das wird mich nicht hindern, Ihre Probe zu bestehen, ich

bin Franzose und zwar ein ächter Bearner aus Pau, gleich dem großen Henri, der doch ein großer Mann, ein tüchtiger Mensch, ein ächter Franzose war, wenn er auch die Königskrone trug — theures Mädchen, das ich anbete, ich bin Franzose, darum diene ich der Republik, aber ich bin Soldat und nicht Republicaner!“

„Wenn Sie aus der Wiege unserer Könige, aus dem schönen Bearn stammen, mein Herr, so ist es um so schimpflicher für Sie, daß Sie den rechten König im Gefängniß verschmachten lassen!“ entgegnete Marguerite ernst.

„O mein Gott!“ rief der Lancier, jetzt im Ernst ängstlich, „ich, ein armer Lancierofficier und zwar erst seit vier Wochen Officier, kann ich denn den unglücklichen Knaben befreien, der allerdings der rechte Erbe der Krone Frankreichs sein würde, glauben Sie mir, ich bedaure ihn aufrichtig!“

„Wenn die Männer feige trauern,“ lautete Margueritens stolze Antwort, „so müssen die Weiber handeln!“

Man stand vor der Thür der Wohnung Rossignols.

„Geliebtes Mädchen, wir sehen uns noch!" flüsterte der Officier, dann öffnete er rasch, als fürchte er eine abschlägliche Antwort, die Thür des Saales und rief laut hinein:

„Die Bürgerin Maulevrier!"

Marguerite stand wie gestern vor einigen republicanischen Officieren, aber sie staunte nicht wenig, als einer derselben, mit den Abzeichen eines Colonels geschmückt, auf sie zueilte und ihr ehrerbietig die Hand küßte.

„Gott sei Dank," rief der alte Mann in Oberstenuniform, „daß ich Sie finde, der gute, alte Breteuil war in großer Angst um Sie und mein kleines, liebes Fräulein, wollte sagen, die Frau Marquise, hat bitterlich um Sie geweint!"

„Ich danke Euch für Eure Theilnahme, lieber Rozier."

Es war der alte Rozier, der alte Capitain, den wir in der zweiten Abtheilung des Buches kennen gelernt haben. Rossignol hatte ihm heute ein gestern vacant gewordnes Regiment gegeben.

Rossignol trat jetzt heran und sagte: „Na, Oberst Rozier, Ihr steht also für diese Bürgerin,

ich nehme Eure Bürgschaft an und diese Bürgerin ist frei!"

„Ich stehe für sie, Bürgerobergeneral," entgegnete Rozier, sich den weißen Schnurrbart streichend, „seht Bürgerofficiere," er wendete sich jetzt zu der ganzen Versammlung, „es ist verdammt böse, wenn ein Mädchen allein steht, alle ihre Brüder, ihre Eltern, ihr Großvater, ihr Geliebter, alles ist hin, sie ist ganz allein, soll ein Mädchen nicht die Republik hassen, die ihr alles gemordet hat?"

„Gewiß, Oberst," nahm der General Lesseps das Wort, „die Bluthunde in Paris haben das reine Banner der Republik befleckt, haben französisches Blut unnütz vergossen, wir Soldaten sind unschuldig daran!"

„So meine ich, mein General, ich weiß, daß unter den sogenannten Royalisten Ehrenmänner sind, die Bluthunde in Paris sind allein Schuld daran, daß Franzosen gegen Franzosen fechten!"

„Zum Teufel, es wird eine Zeit kommen, wo ganz Frankreich wieder einig ist, sie wird und muß kommen!" sagte Rossignol.

„Hoch lebe Frankreich!" rief Lesseps.

Die Officiere im Saal stimmten ein und Staunen ergriff die Soldaten draußen, als sie den alten Ruf „**vive la France!**“ vernahmen, den die Meisten von ihnen nur ungern mit dem „**vive la république!**“ vertauscht hatten. Der Obergeneral ersuchte jetzt Marguerite höflich, dem Oberst Rozier in dessen Quartier zu folgen und dort die Uniform der Chouannerie mit Weiberkleidern zu vertauschen.

„Sie werden uns mit Ihren Augen leichter besiegen, Bürgerin, als mit dem Schwert!“ setzte General Lesseps galant hinzu.

Oberst Rozier führte zum Staunen der Einwohner von Rennes den Chouan am Arm in sein Quartier. Marguerite ließ sich willenlos führen, das Wort des Generals Lesseps, das Wort von Frankreich, war in ihre Seele geschlagen wie ein Blitz, sie erinnerte sich, daß sie Französin sei, daß auch die Republicaner Franzosen wären und wenn sie bis jetzt jeden einzelnen Anhänger der Republik glühend gehaßt hatte, so haßte sie von diesem Moment an nur die Republik als solche, während sie die einzelnen Republicaner beklagte.

Sie war darum keine minder eifrige Royalistin, als früher, aber sie war eine bessere Französin, ein

besseres, das heißt, ein weiblicheres Weib, denn sie begann die Personen von der Sache zu trennen.

„Lieber Rozier," fragte sie den alten Krieger, „wie kommt es, daß Sie wieder bei der Armee der Republik sind?"

„Sehen Sie, liebes Fräulein," versetzte der alte Mann, „ich liebe mein Vaterland, mein kleines Fräulein, wollte sagen, die Frau Marquise, kämpft nicht mehr, ich bin einmal Soldat, darum bin ich wieder hier, ich wundere mich nicht, daß Sie die Republik hassen, ich habe auch nicht viel Freude an ihr, aber ich gehöre zu der Fahne, zu der ich einmal geschworen habe!"

Er drückte ihr die Hand und führte sie in ein Zimmer, wo eine elegante Dame sich beim Eintritt des Obersten von einem Sessel erhob.

„Hier ist die junge Gräfin von Maulevrier, Madame!" sagte dieser.

„Sein Sie mir willkommen, liebe Gräfin!" antwortete die Dame, Marguerite herzlich umarmend, „betrachten Sie mein Haus ganz als das Ihrige!"

Der alte Rozier entfernte sich.

„Ich muß Ihnen nur gleich alles sagen, theuerste Gräfin, damit Sie Vertrauen zu mir haben, ich erwartete Sie schon gestern, Raoul, der früher Jäger meines Vaters war, benachrichtigte mich von Ihrer Ankunft, auch ohne seine Ansage wären Sie mir durch diese Uniform empfohlen worden, mein Bruder trägt sie ebenfalls, ich bin die Schwester des Chevalier de Tinteniac, der die Ehre hatte, Sie zu commandiren!“

„Jetzt wußte Marguerite, daß sie in einem befreundeten Hause war, sie folgte willig der Mahnung des Fräuleins von Gontaut und nach einer halben Stunde war der Chouan in ein elegantes Edelfräulein umgewandelt.

„Ah, Sie sind schnell, meine Liebe! rief Fräulein von Gontaut.

„Ich habe es bei Ihrem Herrn Bruder gelernt!“ antwortete Marguerite lächelnd.

Ein trauliches Gespräch begann nun die Aufmerksamkeit der beiden Damen zu fesseln; auch Blanche de Gontaut war eine Royalistin, aber das feine, zarte Mädchen war ein Weib geblieben trotz ihres Royalismus, sie fand es natürlich, daß ihr Bruder für den König kämpfte, während sie für

das Glück der königlichen Waffen betete, sie verabscheute die blutigen republicanischen Gräuel, aber die Republicaner, wenigstens die bessern unter ihnen, waren ihr immer Franzosen, liebe Landsleute geblieben, die sie wegen ihrer Anhänglichkeit an die Republik, wegen ihres Hasses gegen den König nicht wieder hassen, sondern nur beklagen konnte.

„Es wird noch alles gut werden, liebe Freundin!" sagte sie zu Marguerite, „alle Männer der republicanischen Armee, die ich in neuester Zeit sprach, sind des Blutvergießens müde, es ist seit dem Juni dieses Jahres ein merkwürdiger Umschwung eingetreten, man fühlt sich wieder als Franzose, man spricht nicht mehr blos von der Republik, sondern auch wieder von la belle France und dann muß man am Ende auch wieder von den Königen sprechen, ein halbes Jahrtausend läßt sich nicht ausstreichen aus der Geschichte, man muß sich wieder mit Stolz an den heiligen Ludwig, an le bon Henri, an le grand monarque, an le roi martyr erinnern, ich bin überzeugt, wir sehen noch ein großes, einiges Frankreich unter dem Lilienbanner der Könige aus dem Hause Bourbon!"

Es lag so viel Eifer, aber doch auch wieder so viel schonende Weiblichkeit in dem Wesen und der Rede der schönen Blanche von Gontaut, daß Marguerite sich tief ergriffen fühlte. Es war das erste Mal, daß die ernste, männliche Tochter des vendéeischen Häuptlings den sänftigenden, mildernden Einfluß einer ächten Weiblichkeit erfuhr.

„Obrist Rozier fand sich jetzt zu den Damen, er nahm in seiner aufrichtigen, ungekünstelten Weise Antheil am Gespräch und sprach eben auch die besten Hoffnungen für Frankreich aus, als ihn das Knallen von Schüssen unterbrach.

Er hielt inne und schwieg.

„Was ist das?" fragte Blanche von Gontaut.

„O nichts, meine Liebe," versetzte Marguerite bitter, „es ist die Einigkeit Frankreichs, von der wir sprachen — ein französischer General läßt eben sechzig Franzosen, sechzig treue, edle Männer erschießen. Französisches Blut von französischer Hand vergossen!"

Rossignol ließ die gefangenen Chouans erschießen.

Man schwieg und man sah es dem Obersten Rozier an, wie lieb es ihm war, daß er in diesem peinlichen Augenblick gerade abgerufen wurde.

Doch kehrte er schnell wieder zurück, den jungen Lancierlieutenant an der Hand führend, der Marguerite heute Morgen aus der Kirche abgeholt.

„Hier ist ein junger Kamerad von mir," sagte er, „der mir versichert, die Gräfin von Maulevrier habe ihm erlaubt, sie zu besuchen!"

Der Officier der Republik stand verwirrt vor der Gräfin. In der Uniform der Chouans, in der Begeisterung, mit der sie von ihren Kameraden in der Kirche Abschied nahm, hatte sie einen tiefen Eindruck auf sein Herz gemacht. Ihr stolzes, edles Wesen, ihre Rede, die Energie ihrer Grundsätze, so weit sie ihm klar werden konnte in dem kurzen Gespräch, das er mit ihr gehabt, hatten ihn unwiderstehlich angezogen, ein Weib aber, das in unweiblicher Kleidung schon Eindruck auf ein Männerherz zu machen fähig ist, wird es besiegen, sobald es zur Weiblichkeit zurückkehrt.

Marguerite sah den jungen Officier gütig an, er küßte verwirrt ihre Hand, ohne auch nur ein Wort zu sprechen.

„Rozier schlug sich ins Mittel.

„Madame," sagte er, „der junge Kamerad ist aus Bearn!"

„Das hat er mir schon selbst gesagt, lieber Rozier!“

„So, hat er? — nun das wußte ich nicht, ich wollte nur sagen, er ist gewissermaßen mit mir verwandt, das heißt, sein Vater war Haushofmeister bei meinem alten Obersten Donessan und Sie wissen selbst, Madame, wie sehr ich die Tochter meines alten Obersten liebe!“

Fräulein von Gontaut lachte laut, Marguerite stimmte ein und auch der junge Officier lächelte über die sonderbare Verwandtschaft.

„Das ist zu arg, Obrist,“ rief Fräulein von Gontaut fröhlich, „weil Sie die Tochter des Obersten Donessan lieben, deshalb sind Sie mit dem Sohne von seinem Haushofmeister verwandt? nun spotte mir noch einer über die bretagnischen Verwandschaften, **cousins à la mode de Bretagne** sind sprichwörtlich in ganz Frankreich, aber in Bearn scheint man noch weiter zu gehen!“

Der alte Rozier lachte nun selbst.

„Wie heißen Sie, mein Herr,“ fragte Marguerite den Officier, „damit ich Sie dem Fräulein de Gontaut vorstellen kann!“

„Ich heiße Lionel Deschamps, Bürgerin — Madame!“ stammelte der Lanciet.

„Liebe Freundin, ich mache mir das Vergnügen, Ihnen Herrn Lionel Deschamps, einen Vetter **à la mode de Bearn** unseres Freundes Rozier vorzustellen!“

Man lachte wieder und eine sehr fröhliche Unterhaltung begann, in der indeß der Lancierofficier nur eine leidende Rolle spielte, denn er antwortete nur auf an ihn gerichtete Fragen und auf diese so verkehrt, daß Blanche der Gräfin zuflüsterte: „Einen Republicaner wenigstens haben Sie ganz und gar besiegt, liebe Freundin!“

„O nicht doch,“ erwiederte Marguerite, „Sie sehen, daß Herr Deschamps in republicanischem Stolze sich wenig um unsere Gesellschaft kümmert!“

Die Gräfin sagte diese Worte ziemlich gleichgültig, aber eine feine Röthe bedeckte ihr Gesicht.

III.

Cormatin in Rennes.

L'univers me contemple, et les races futures
Contre mes ennemis déposeront pour moi.
— L'univers, mon ami, ne pense point à toi,
L'avenir encor moins: conduis bien ton ménage
Divertis-toi, bois, dors, sois tranquille, sois sage
De quel nuage épais ton crâne est offusqué.
(*Voltaire.*)

Puisaye hatte gut gerechnet, er war überall siegreich, der Aufstand verbreitete sich über ein Territorium von 2000 Quadratmeilen und die Generale der Republik verloren eine Position nach der andern.

Beaufort legte einen Plan zur Unterdrückung des Aufstandes vor, er war sicher, aber grausam,

die mildern Gesinnungen, die der Convent seit dem Sturze Robespierres hegte, griffen immer mehr Platz und ließen diesen Plan verwerfen.

Hoche ersetzte Rossignol im Oberkommando, aber auch er vermochte nichts zu leisten und verlor immer mehr Terrain.

Wäre jetzt Puisaye von den Britten so unterstützt worden, wie man ihm versprochen hatte, so wäre er nach Paris marschirt und hätte die Lilienfahne auf der Plateform der Tuilerien aufgepflanzt, aber eine ängstliche Politik ließ die Britten zögern und unterhandeln, wo sie hätten handeln sollen. Puisaye, stets rasch von Entschluß, übergab das Oberkommando dem Chef seines Generalstabs und schiffte sich mit seinem Vertrauten, dem Abbé von Legge, im Januar 1795 nach England ein, um durch seine persönliche Erscheinung vom brittischen Ministerium zu erlangen, was man seinen Agenten verweigerte.

Der Chef von Puisayes Generalstab war ein unternehmender Abenteurer, Namens Désoteux, der sich de Cormatin nannte, vielleicht ein guter Soldat, aber ein so von Eitelkeit und Hochmuth

besessener Mensch, daß Puisaye keine schlimmere Wahl hätte treffen können.

Kaum war Puisaye abgereist, so suchte Cormatin ihn nicht blos während seiner Abwesenheit zu ersetzen, sondern ihn völlig überflüssig zu machen. Das war der Mann, den Hoche brauchte, um einen Plan ins Werk zu setzen, der seinem Kopfe alle Ehre machte.

Die Republik nämlich, ganz außer Stand, den Aufstand mit Waffengewalt zu unterdrücken, zog ihre blutigen Krallen ein und streichelte mit weichen Sammetpfötchen.

Hoche sendete ins Geheim Unterhändler an Cormatin und diese wußten dem eitlen Mann die Rolle, die er als Hauptperson auf einem Friedenscongresse spielen würde, so glänzend darzustellen, daß er sich Hals über Kopf in die Falle stürzte, die ihm Hoche stellte.

Am 9. April 1795 unterhandelten elf Deputirte des Conventes auf dem Fuße der Gleichheit mit der Insurrection und Cormatin schloß an diesem Tage zu Mabilais einen Frieden mit der Republik, der so große Zugeständnisse für die

Royalisten enthielt, daß nur ein Cormatin in die Falle gehen konnte.

Die einsichtsvollern Chefs der Chouannerie, Cadoudal, Cottereau, Scepeaux, Tinteniac und Bourmont nahmen darum den Frieden nicht an, wenn auch die Mehrzahl sich durch Cormatin blenden ließ.

Hoche hatte dadurch schon zum Theil erreicht, was er bezweckte; die Einigkeit der Chouannerie war hin, ihre Kräfte getheilt, er gewann Zeit, sich zu verstärken und lernte dabei die Schlupfwinkel, die Kräfte und die Anzahl seiner Gegner kennen.

Den Bruch zwischen Cormatin und den übrigen Chefs machte er dadurch unheilbar, daß er die Nachricht verbreiten ließ, der Convent habe Cormatin diesen Frieden mit 150,000 Livres bezahlt. Es bleibt dahin gestellt, ob diese Nachricht erfunden, oder ob sie auf Wahrheit beruhte, kurz sie wurde verbreitet und von dem größten Theile der Chouans geglaubt.

Schon zwei Tage nach dem Abschluß ratificirte der Convent den Frieden von Mabilais und die Republikaner thaten in der ersten Zeit alles mög-

liche, um den unseligen Cormatin in seinem Eitelkeitsrausche zu erhalten und ihn darin zu bestärken. Weniger Tiefblickende natürlich durchschauten die furchtbare Hinterlist der Republikaner nicht, sie hielten den Frieden für aufrichtig und die große Masse der Bevölkerung namentlich, die ehrlichen, guten Menschen jubelten über den Frieden, den sie für ein Zeichen hielten, einer baldigen, vollständigen Eintracht ihres, so lange schon in Zwietracht geschiedenen Vaterlandes.

Es war am Morgen des elften April 1795, als die alte Stadt Rennes in ungewohnter Bewegung war. Haufen von geputzten Menschen jedes Alters und jedes Standes durchwogten die Straßen und wünschten sich Glück zum Frieden.

Die Sonne selbst schien sich mit den hinterlistigen Planen der Republik verbündet zu haben, denn heute schien sie zum ersten Male in diesem Jahre so freundlich hinab in die alte Hauptstadt der Bretagne, als wolle sie auch mit dazu beitragen, die Royalisten in ihrer unseligen Verblendung zu bestärken.

Wer es weiß, welchen Einfluß das Wetter auf die Stimmung der Franzosen übt, wer es

weiß, wie viele Aufstände zu Paris an schlechtem Wetter zum Theil gescheitert sind, der wird Mirabeaus Wort: „die Volksbewegung hätte einen ganz andern Gang genommen, wenn es am 14. Juli (dem Tage der Einnahme und Zerstörung der Bastille) geregnet hätte!" nicht lächerlich finden und auch unsere Behauptung für gerechtfertigt halten, nämlich, daß das heitere Wetter des elften April dazu beigetragen, die Royalisten in ihrer Verblendung zu bestärken.

Alle Hauptstraßen von Rennes waren dicht gedrängt voll Menschen, an jedem Fenster zeigten sich blühende Mädchengesichter, oder geputzte Frauen, man war in gespannter, aber freudiger Erwartung. An dem einen Fenster gewahren wir auch Margueriten von Maulevrier mit ihrer neuen Freundin Blanche von Gontaut, der Schwester des Chevalier Tinteniac.

Das Gesicht der schönen Blanche strahlt vor Freude, während Margueritens Auge sinnend und ihre hohe Stirn trübe umwölkt ist.

„Sieh diese Menschen in ihrer Freude, Marguerite, es sind alles Brüder, alles Franzosen, geht Dir das Herz nicht auf bei diesem Anblick?"

„Mein Herz, theure Blanche, ist trüber Ahnungen voll, ich traue nun einmal diesem Frieden nicht, ich traue Hoche nicht, dem Republikaner, und traue Cormatin nicht, dem Royalisten!“

„O Du traust Niemandem, Marguerite, vielleicht nur dem Herrn Lionel Deschamps?“

Marguerite erröthete tief, aber ernst antwortete sie:

„Ich bitte Dich, Freundin, laß diese Scherze, sie verwunden mich, mein Herz ist zu voll von Erinnerungen an Todte, als daß Lebende Platz darin finden, oder wenn sie ihn fänden, sich darin gefallen könnten!“

„Lionel fürchtet die Todten nicht!“ entgegnet Blanche, aber fiel ihrer Freundin sogleich um den Hals, da sie bemerkte, daß ihr Scherz sie wirklich verwunde. „Ich wollte Dir nicht wehethun, meine arme Freundin, niemals, am wenigsten aber am heutigen Freudentage!“

Marguerite küßte das blühende Mädchen und schaute wieder zum Fenster hinaus.

Endlich donnerte ein Kanonenschuß.

„Sie kommen! Sie kommen!“ jubelte es

in den Straßen und majestätisch hallte Glockengeläut von allen Thürmen der Stadt.

Cormatin, der Friedenstifter, hielt unter Kanonendonner und Glockengeläut einen feierlichen Einzug in die Hauptstadt der bretagnischen Herzöge.

Der Zug nahte sich, der Jubelruf der Menge wurde immer lauter, eine Abtheilung Chouans und eine Abtheilung republikanischer Voltigeurs kam die Straße herauf.

„Du mußt mir die royalistischen Chefs nennen, Marguerite, ich werde Dir die republikanischen zeigen!" flüsterte Blanche von Gontaut.

Jetzt erschien Cormatin in der Uniform der Chouannerie mit der weißen Kokarde auf dem Hut, mit Lorbeeren bekränzt.

„Der kleine, blatternarbige Mann mit dem schielenden Auge, ist Cormatin, wer ist der große, lange General mit narbigem, bärtigem Gesicht und dem rothen Haar an seiner Seite?" fragte Marguerite.

„Es ist der Obergeneral Hoche!"

„Ich konnte es mir denken, wer sind die elf Menschen mit Lorbeerkränzen und den riesenhaften tricoloren Schärpen?"

„Die Deputirten des Nationalconvents! wer aber sind die Beiden dort, Arm in Arm?“

„Zwei tapfere Soldaten, Lanougarède und Lechandelier!“

„Aber wo ist mein Bruder, ich sehe ihn nicht, ich würde ihn bestimmt erkennen!“

„Der ist zu klug um hier zu sein!“ sagte in diesem Augenblick eine tiefe Stimme hinter den Damen. Aufgeschreckt, wendeten sich beide um.

Raoul, der Chouan, in dessen Gesellschaft Marguerite gefangen worden war, stand vor ihnen.

„Raoul, Sie kommen von meinem Bruder? warum ist er nicht hier?“

„Weil er klüger ist, als die Narren da unten; wen sehen Sie da? den Hans Affen, den Cormatin, der keine Ehre im Leibe hat, sondern für diese Komödie mit Lorbeerkränzen und Glockengeläut und eine runde Summe von hundertfünfzigtausend Livres seinen König, wie ein zweiter Judas, an die jetzt pharisäisch=fromm thuende Republik verschachert, den einfältigen Lanougarède, dem es nur darum zu thun, bald wieder an seine Hasenhetze zu kommen, den guten Gesellen Lechandelier, der

tüchtig mit der Faust dreinschlagen kann, aber keinen Gran Verstand mehr hat, als mein Büchsenkolben; den faulen Bauch de Frotté, der nur Royalist geworden, weil er einst mit dem Könige, Gott hab ihn selig, einen halben Hirsch allein gegessen; Se. Majestät aßen sehr stark, aber de Frotté hielt es aus mit ihm; nachher Rhédon, da kommt er eben, er schwatzt wie ein Staar mit den Republikanern, ich will wetten, er ist betrunken, denn in diesem Zustande liebt er die Republik. Sehn Sie, meine Damen, das sind die einfältigen Menschen, die sich von den Republikanern haben bethören lassen — wo aber sind die Helden des Königs, die besten Namen unserer Partei? he! sehen Sie etwa Georges Cadoudal, den wir wegen seiner Narben le Balafré nennen? oder sehen Sie unsern Ritter ohne Furcht und Tadel, de Tinteniac? oder sehen Sie den schlauen Fuchs, den Jean Cottereau? wo ist denn der kühne Scepeaux? wo bleibt der Sieger von Vitré, der mächtige Bourmont? warum sind die nicht gekommen zu dieser herrlichen Komödie? das will ich Ihnen sagen, Mesdames. Der lange Rothkopf, der sich Obergeneral schelten läßt, hat den sehr dummen Cormatin angeführt

und der sehr dumme Cormatin hat die andern Chouans, die noch dümmer sind als er, wieder angeführt. Diese Eulen sind so dumm gewesen, ans Tageslicht zu fliegen, sie sind blind im Licht und der schlaue Kater, Republik genannt, der ihnen eben mit Sammetpfötchen schmeichelt, wird bald die Klauen herauskehren und sie abwürgen."

„Aber Raoul," sagte Blanche traurig, „dann wäre ja dieses Friedensfest nichts als eine" —

„Komödie," ergänzte der Chouan „die sich sehr bald in ein blutiges Trauerspiel verwandeln wird!"

„Ich habs gesagt!" sprach Marguerite.

„Ja, meine gnädige Gräfin, Sie kennen wir, Sie sind eine Chouanne, die sich nicht täuschen läßt!"

„Der Herr Marechal de Camp von Lanougarède!" meldete jetzt ein Diener.

„S'ist gut," sagte Raoul," ich habe eine Botschaft an ihn, von meinem Chef, dem Herrn Chevalier, da brauche ich nicht weit zu gehen!"

Ein hübscher, nicht mehr junger Mann, wettergebräunt, aber gutmüthig aussehend, trat ins Zimmer.

„Mein erster Gang in Rennes ist, meine schöne Cousine zu begrüßen, wer von den Damen ist, wenn ich fragen darf, Fräulein von Gontaut?“ Blanche trat vor und wollte den Chouan begrüßen, aber Raoul stellte sich vor sie hin und sagte entschieden:

„Der General de Tinteniac, Herr Marechal de Camp, er läßt Ihnen befehlen, sich augenblicklich von Rennes zu entfernen und seine weitern Ordres in Lacheye zu erwarten.“

„Der Teufel! was soll das, Capitain Raoul, warum sind de Tinteniac und die andern Chefs nicht hier? ich kann nicht von Rennes gehn, der General en chef de Cormatin hat mir im Namen des Königs befohlen, heute hier zu erscheinen!“

„Cormatin ist ein Verräther, der General hat mich hierhergeschickt, um diejenigen Chouans, die blos einfältig, aber keine Verräther sind, zu warnen!“

Der erstaunte Lanougarède küßte die Hand seiner Cousine und entfernte sich ebenso schnell als er gekommen. Noch an demselben Tage war er mit seinem Freunde Lechandelier entflohen.

Der Volksjubel war indeß unermeßlich, man ahndete noch nichts von Verrätherei und wenn gleich am folgenden Tage, durch Raoul gewarnt, fast alle Chefs der Chouannerie Rennes verließen, so schien Cormatin nun erst recht auf dem Gipfel seiner Höhe, er fraternisirte mit den Republikanern, ließ die Kirchen von Rennes öffnen, dort ein Tribunal aufrichten und saß dort zu Gericht nach der Sitte der alten bretagnischen Herzöge.

Mit Bangigkeit erwartete Marguerite und Blanche die Ereignisse der nächsten Tage und es war ein wahrer Trost für sie, daß Oberst Rozier mit seinem Lancierregimente einrückte und sie nun wieder zwei Männer, denn Lionel Deschamps stand bei Roziers Lanciers, um sich hatten, auf deren Schutz sie sich verlassen konnten.

Dem unseligen Cormatin gingen die Augen nicht auf, obgleich schon von allenthalben her Klagen über den Friedensbruch eintrafen, die Chouans begannen das Land aufs Neue zu durchstreifen und die Republikaner zu Lamballe ermordeten Cormatins Officiere.

Der Major=General der Chouannerie aber

saß ruhig zu Gericht und spielte den bretagnischen Nationalherzog.

Weder Rozier noch Lionel Deschamps verschwiegen den beiden Damen, daß sie die Gewißheit von dem baldigen Friedensbruch hatten, sie mißbilligten die Hinterlist des Obergenerals, aber konnten Cormatin nicht bedauern.

Deschamps war, wenn er nicht im Dienst war, fast immer um Marguerite, und die stolze Gräfin litt ihn, obgleich er aus seiner glühenden Leidenschaft für sie gar kein Geheimniß machte. Wollte ihn Marguerite für die Sache des Königs gewinnen? Sie machte keinen Versuch dazu, auch hatte sie sich mehrmals dahin ausgesprochen, daß sie Männer verachte, die ihre Gesinnungen wechseln, von persönlichen Rücksichten geleitet. Liebte Marguerite den jungen Officier? Wir glauben es nicht, denn ihr stolzer, offener Charakter würde sich nicht geweigert haben, es zu gestehen, aber sie duldete ihn, weil es jeder Frau, alt oder jung, schön oder häßlich, vornehm oder niedrig, eine durchaus angenehme Empfindung ist, Männer um sich zu haben, auf die sie Eindruck, wissentlich, oder nicht, gemacht haben.

Er war Republicaner, sie Royalistin, aber beide waren Franzosen und das war das Fundament, auf dem Lionel Deschamps das stolze Gebäude seiner Liebe errichtete, das Vaterland war der einzige Gegenstand ihres Gespräches.

Eines Abends, vielleicht vierzehn Tage nach dem feierlichen Friedensfeste zu Rennes, trat Obrist Rozier in das Gemach der beiden Damen, er suchte Lionel und wußte, daß er ihn unfehlbar dort treffen würde.

„Unsere Prophezeihungen sind wahr, meine Freundinnen, mit dem Frieden ist es aus, eben rücken Dufresne's Dragoner ein, Lieutenant Deschamps, nehmen Sie zwanzig Mann von der ersten Escadron, begeben Sie sich ins Schloß und verhaften Sie, laut dieser Ordre des Obergenerals, den Rebellen Cormatin im Namen der Republik. Widerstand werden Sie nicht finden, Sie liefern den Arrestanten auf die Thorwache von Dinan!"

Deschamps erstaunte gar nicht über diesen Befehl, er schnallte seinen Säbel um, verabschiedete sich von den Damen und ging, seinen Oberst militairisch grüßend.

„Meine Freundin," wendete sich jetzt der ehrliche Rozier an Blanche de Gontaut, „ich weiß, der Capitain Raoul ist ein alter Diener Ihres Hauses, wenn Sie ihn nicht warnen, wird er heute unfehlbar verhaftet und morgen erschossen. Ich sollte Ihnen das vielleicht nicht sagen, aber ich bin ein schlechter Republicaner, ein besserer Franzose!"

Blanche entfernte sich dankend.

„Kommen Sie, theure Gräfin," sagte nun der alte Mann zu Marguerite, „da ist ein Brief an Sie von meinem kleinen Fräulein, wollte sagen, meiner Frau Marquise, sie zeigt uns ihre Vermählung mit dem Marquis von Larochejacquelein an. Wenn der seinem Bruder, dem großen Grafen, ähnlich ist, so wird er uns einen harten Stand finden lassen!"

Der Name Larochejacquelein klopfte mahnend an die Brust Margueritens, sie versank in ein so tiefes Sinnen, daß sie den alten Obersten vergaß, der ruhig in ein Fenster getreten war.

Trompetengeschmetter und dröhnende Hufschläge klangen an ihr Ohr, sie fuhr auf. „Was ist das, Rozier?"

„Dufresne zieht mit seinen Dragonern ein!“

Blanche kehrte jetzt zurück und flüsterte Marguerite zu, daß sich Raoul eben entfernt habe. Ein Blick von ihr sagte es auch dem alten Obersten und einige Minuten später schon hörte man Sporen klirren und Säbel rasseln auf der Treppe des Hauses; ohne sich melden zu lassen, ohne anzuklopfen trat Capitain Laffeu mit sechs Dragonern sehr brusque ins Zimmer. Er sah den Obersten nicht gleich.

„Bürgerinnen, schrie er,“ wo ist der Spion, der sich Raoul nennt, er ist hier im Hause versteckt!“

Marguerite sah ihn verächtlich an.

„Sind Sie Franzose, oder Barbar, daß Sie sich Damen gegenüber so benehmen!“ fragte Blanche von Gontaut mit der ganzen Würde, die den Frauen, als Wächterinnen der edlern Sitte, zukommt.

„He, Ihr beleidigt einen Officier der Republik?“ schrie Laffeu, „dieses Frauenzimmer kenne ich bereits, ich verhafte Euch beide im Namen der Republik!“

„Wo ist Eure Ordre dazu, Capitain?“ fragte Oberst Rozier und trat dem erschrockenen Laffeu ernst gegenüber.

Dieser schwieg. „Ihr habt keine,“ fuhr der Oberst fort, „für dieses Haus stehe ich, es ist kein Verräther und kein Spion darin, für die Beleidigungen gegen diese Damen, sowie für Eure eigenmächtige Ueberschreitung Eurer Ordres wird Euch Euer Chef bestrafen, ich werde dafür sorgen, daß mein Freund Dufresne Euch einige Wochen in Arrest schickt, damit Ihr Euch anständig betragen lernt!“

Sprachlos vor Wuth stand Laffeu, er war vernichtet durch Roziers Worte.

„Capitain!“ rief jetzt ein Dragoner, der die Treppe heraufkam, „der Spion ist nicht hier, er ist in das Schloß geflüchtet!“

Laffeu rannte mit seinen Dragonern davon.

Während sich Laffeu von dem alten Obersten ausschelten ließ, war Raoul eilig nach dem Schloß gelaufen; er hätte sich zu dem Thore hinausschleichen können, aber seine Chefs hatten ihm den Auftrag gegeben, Augenzeuge zu sein von allen Vorgängen in Rennes. Er kam aufs Schloß in

demselben Augenblick, wo Lionel Deschamps den elenden Cormatin gefesselt und gefangen abführte.

„Hast Du Deine Rolle ausgespielt, Herzog von Bretagne?" murmelte der Chouan und begann an seine eigne Sicherheit zu denken.

Das alte Schloß der ehemaligen souverainen Herzöge der Bretagne lag gerade am Zusammenfluß der beiden Flüsse Ille und Vilaine und bildete einen Theil der alterthümlichen Befestigungen von Rennes. Der Chouan schien sehr bekannt zu sein in dem Labyrinth von Gängen und Corridors, von Treppen und Treppchen, er versteckte sich in einem der tiefsten Souterrains und verriegelte die Thüre hinter sich, er hoffte, hier unbemerkt bis zur Nacht bleiben zu können; denn er konnte nicht daran denken, das Schloß, oder die Stadt, am Tage zu verlassen.

Unterdessen durchsuchte Laffeu vergeblich mit seiner ganzen Compagnie das alte Schloß, da er aber die Gewißheit hatte, daß Raoul es nicht verlassen, da er sich überdem scheute, seinem Obersten zu begegnen, so besetzte er jeden Gang und jede Thür mit doppelten Posten und schwur sich zu, nicht ohne den wichtigen Gefangenen zu

seinem Chef zurückzukehren. Er hoffte dann leichter Verzeihung zu erhalten. Raoul ließ sich nichts von diesen Maßregeln träumen, sondern glaubte, die Dragoner würden, von fruchtlosem Suchen ermüdet, abgezogen sein. Eine Stunde vor Mitternacht öffnete er die Kellerthür und schlich langsam die Treppe hinauf, war aber doch nicht leise genug gegangen. Der Posten, der oben an der Treppe stand, bemerkte ihn und feuerte seinen Karabiner auf ihn ab, als er auf das laute: Halte là! qui vive! keine Antwort gab. Der Schuß hallte furchtbar durch die Gewölbe des alten Schlosses, zwanzig, dreißig Dragoner stürzten augenblicklich herbei, Laffeu an ihrer Spitze.

Raoul, dem die Kugel die linke Wange gestreift hatte, sprang mit Blitzesschnelligkeit zurück, flüchtete in seinen Keller und warf die Thüre donnernd hinter sich zu, sie mit dem schweren Riegel befestigend. Aber er sah bald ein, daß diese Thür, wenn auch mit Eisen beschlagen, so doch alt und verrostet, nicht lange den Anstrengungen seiner Verfolger widerstehen würde. Er machte deshalb seine Pistolen schußfertig und zog sich in den Hintergrund

des Kellers zurück, um dort sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen.

In dem Augenblick aber, wo die Dragoner die Thür erbrachen und mit einem Jubelruf in den Keller stürzten, fühlte der rückwärtsgehende Raoul den Boden unter seinen Füßen weichen, er wäre beinahe gefallen. Es waren Stufen, die noch tiefer hinunter führten. Der unerschrockene Chouan hoffte hier eine Art von Rettung, er stieg hinab und hörte die vergeblich suchenden Dragoner oben schimpfen und fluchen. Er vernahm, wie Laffeu nach Fackeln rief und eilte darum, das Ende der Treppe zu erreichen, plötzlich hörte er Wasser plätschern und fühlte, daß er bereits bis an die Knöchel im Wasser stand.

War er in einen Brunnen gerathen? Befand er sich in einem Keller, den das Grundwasser bis zu dieser Höhe gefüllt hatte? Der Chouan hatte keine Zeit darüber nachzudenken. Ein rothes Licht erschien am obern Ende der Treppe. Es war Laffeu selbst, der mit einer Fackel hinab leuchtete. „Hierher Kameraden!" rief er, als er Raoul erblickte und eilte die Stufen hinab, der Chouan hob seine Pistole, zielte sicher, ein Blitz, ein Knall

und Lassen stürzte mit zerschmetterter Stirn auf die feuchte Kellertreppe, seine Fackel rollte bis ins Wasser hinunter und verlosch dort zischend.

Der Knall rief alle Dragoner herbei, der Chouan stand bereits bis unter die Brust im Wasser und hielt nur die rechte Hand mit der Pistole hoch, um wenigstens noch einen seiner Verfolger zu tödten.

Eine unheimliche Todeslust sprühte aus seinen düstern Augen, er wußte, daß er nur noch einige Secunden zu leben hatte, einen der verhaßten Republicaner sollte seine nie fehlende Kugel noch zur Hölle senden, dann wollte er sich in das feuchte Grab stürzen, in dem er bereits bis über die Brust stand.

Unwillkührlich warf er einen Blick rückwärts.

Er staunte.

Er sah noch einmal hin, der trübe Wasserspiegel war hell.

Der Chouan begriff sogleich, daß er gerettet sei.

Ein Mondstrahl, der auf dem trüben Wasser glitzerte, zeigte ihm, daß er sich in keinem Keller, sondern auf einer Treppe befinde, die in den Fluß hinabführte, daß das Wasser, das ihn umspülte, das Wasser der Vilaine sei.

„Die Vilaine verläßt keinen Chouan!“ murmelte er, schoß den Dragoner, der der Vorderste hinabstieg, nieder und stürzte sich in die kalte Fluth. Ein geübter Schwimmer, erreichte er mit einigen mächtigen Stößen das Ende des Gewölbes und schwamm ruhig auf dem glatten, im Mondenlichte glänzenden, Spiegel der Vilaine.

Bald hatte er das andere Ufer erreicht. Er schüttelte sich heftig und ließ ein ausgezeichnetes Eulengeschrei, das wirklich eine Art von Virtuosität in diesem Genre verrieth, ertönen.

Es wurde mit großer Präcision beantwortet und bald darauf sah sich Raoul von zwanzig Chouans umringt, die ihm, nachdem sie ihn mit einem Mantel und frischen Waffen versehen hatten, mehr laufend als gehend auf dem nächsten Wege, der nach Lecheye führt, folgten. In der Nähe dieser kleinen Stadt hatte damals Georges Cadoudal sein Hauptquartier.

Während Laffeu so eifrig Jagd machte auf den Chouan, dachte er nicht daran, daß er ebenfalls sehr eifrig gesucht werde.

Als Lionel Deschamps den unseligen Cormatin an ein am Thor von Dinan haltendes Piquet

abgeliefert hatte, das den verblendeten Mann sogleich in die Gefängnisse von Cherbourg eskortirte, eilte er nach dem Hause des Fräuleins von Gontaut zurück, um seinem Obersten Rapport abzustatten.

Er bemerkte sehr bald die veränderte Stimmung der Einwohner, die Fenster und Läden wurden geschlossen und finstere, mißtrauische Blicke fielen auf den jungen Officier der Republik, den man gestern noch freundlich gegrüßt hatte.

Die mehr oder minder royalistisch gesinnte Bevölkerung von Rennes war empört über die Hinterlist des Obergenerals der Republik und selbst sonst ehrenwerthe Republicaner wendeten sich ab von einer Partei, die mit Eiden und Friedensschlüssen gespielt hatte, um ihre Gegner zu vernichten.

Lionel traf vor dem Hause des Fräuleins von Gontaut auf den alten Rozier, er theilte seinem Obersten nach dem reglementmäßigen Rapport seine Bemerkungen mit und diese beiden ehrenwerthen Soldaten der Republik seufzten über einen Obergeneral, der ein tüchtiger Anführer, aber ein treuloser Charakter war. Ihr Wunsch war „ins Feld!“

„Wohin gehen Sie, mein Oberst?“ fragte Lionel, als Rozier vor einem Hause stehen blieb, dessen Thür von zwei Dragonern mit gezogenem Säbel besetzt war.

„Zu einem alten Kameraden, der schon bei der königlichen Garde mit mir gedient hat, zu dem Oberst Dufresne!“

Er erzählte jetzt Laffeu's unwürdiges Benehmen gegen die Damen. Lionel glühte vor Zorn und empfahl sich schnell, Rozier hätte ihn gewiß zurückgehalten, wenn er den Entschluß des Jünglings geahnet hätte.

Deschamps, der nicht wußte daß Laffeu im Schloß war, suchte ihn vergebens in der ganzen Stadt und kehrte kurz vor Mitternacht ermüdet in sein Quartier zurück, entschlossen, am andern Morgen eine blutige Genugthuung von dem Dragonercapitain zu verlangen.

Der Morgen kam und Deschamps eilte nach der Wohnung des Dragonerobersten, um von dessen Regimentsadjutanten, den er kannte, Laffeu's Quartier zu erfahren. Dufresne war eben im Begriff zu Pferde zu steigen, er sah Lionel und rief ihn zu sich.

„Lieutenant Deschamps, wenn ich nicht irre?"

„Was befehlen Sie, mein Oberst?"

„Sagen Sie doch Ihrem Oberst, meinem alten Freunde Rozier, ich könne ihm nicht dienen, die Bestrafung des kläglichen Schuftes, des Laffen, habe ein Chouan übernommen und ihm in einem der dumpfigen Keller des Schlosses eine Kugel durch den Kopf gejagt!"

„Zu Befehl, mein Oberst!" antwortete Deschamps ärgerlich, denn ihm war ja durch Raouls Kugel eine Gelegenheit entrissen worden, für Gräfin Marguerite zu kämpfen.

Am Abend dieses Tages rückten Dufresne's Dragoner und Roziers Lanciers aus, um zu General Beaufort zu stoßen, der bei Vitré Jean Chouan überfallen und fast die ganze Division dieses Chefs vernichtet hatte.

Republicanische Grenadiere besetzten Rennes und Fräulein von Gontaut war mit ihrer Freundin abermals ohne Schutz.

IV.

Die Folgen des Friedens von Mabilais.

„Mais le voeu de la guerre était toujours dans l'esprit des chefs comme dans les passions et dans les habitudes des populations insurgées.“

(*Beaufort.*)

Die treulose Politik des schlauen Hoche hatte bereits glänzende Früchte getragen und der Obergeneral hoffte durch die Friedenscomödie zu seinem Zweck, zur Pacification der Bretagne zu gelangen. Er hatte die Chouannerie getrennt, ihre Hülfsquellen und Schlupfwinkel kennen gelernt und schritt nun mit blutiger Energie zur Vernichtung, nicht blos zur Bekämpfung, des Aufstandes.

Die vereinzelten Chefs der Chouannerie, durch Puisayes dauernde Abwesenheit ihres Anführers, so wie der ganze Aufstand seines Vereinigungspunktes beraubt, zogen sich fast alle in das Morbihan zurück und überließen, gezwungen durch die Umstände, den Republikanern fast das ganze Terrain, das sie mit eben so viel Muth, als Blut erobert hatten. Sie beschlossen im Morbihan und an den Küsten die Expedition zu erwarten, die von London aus mit so viel Pomp angekündigt wurde, sie beschlossen zu warten, weil sie nicht mehr stark genug waren, der Republik Widerstand zu leisten. Der unsinnige Friede von Mabilais hatte die ganze Stellung der Chouannerie geändert; vor diesem Frieden geboten sie über ein Land, das ihnen geneigt war, das ihnen alle Mittel zum Widerstand nicht nur, sondern auch zum Angriff bot; die Deputirten des Convents bangten auf ihren curulischen Stühlen in den Tuilerien vor einem Besuche der wilden Banden Georges Cadoudals, während ein großer Theil der Pariser Bevölkerung, stets dem Neuen hold und durch die Bemühungen der Royalisten der Reaction geneigt gemacht, sie mit Ungeduld erwartete. Puisaye hatte bereits mit

dem kühnen Marquis von Charette unterhandelt und eine Bewegung nach Paris vorwärts, gleichzeitig auf beiden Ufern der Loire mit ihm verabredet, die Republik, oder vielmehr der Convent besaß keine Truppen, um sie diesem drohenden Angriff entgegen zu stellen.

Cormatins Eitelkeit, der Frieden von Mabilais, verdarb Alles.

Die überlistete, getheilte, uneinige Chouannerie, ohne Haupt, mußte die Bretagne verlassen. Jean Cottereau, der die finstern Wälder von Fougères, die Wiege der Chouannerie, halten wollte, sah sich von Beaufort, dem Schwert des Conventes, bei Vitré angegriffen und vernichtet, während Hoche, das Schild des Conventes, durch seine Bewegungen die übrigen Chefs nöthigte, sich in das Morbihan zu retten. Sehr richtig suchten sich die Reste der Chouannerie den Rückzug und die Verbindung mit dem Meere offen zu halten. Wären sie weniger schnell gewesen, so würde sie Hoche von der Küste abgeschnitten haben und sie wären dann, zwischen seinen und Beauforts Divisionen eingekeilt, verloren gewesen.

Der Wohlfahrtsausschuß, der schon lange die Bedeutung Jean Cottereau's, genannt Chouan, eingesehen und einen hohen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatte, erhöhte jetzt diese Prämie und die Soldaten und Spürhunde der Republik durchstreiften unablässig das Departement von Ille und Vilaine.

Es war eine Menschenjagd.

An einem Tage, Ende Mai des Jahres 1795, war Marie, die junge Frau des berüchtigten Chefs, auf dem Markte zu Fougères. Vielleicht war sie im Auftrage ihres Gemahls dort, die Erdhütte an der Straße nach Vitré bewohnte sie schon lange nicht mehr. Man wußte dort nicht, daß sie Jean Cottereau's Gemahlin war und scheinbar als müßige Zuschauerin sah sie an diesem Tage einige gefangene Chouans einbringen, die, wie sie wohl wußte, zur Division ihres Mannes gehörten.

Die kleine Stadt Fougères, in Wäldern und Bergen gelegen, war von jeher der Sache der Chouannerie sehr günstig gewesen; ein großer Theil ihrer Jugend hatte sich dem Banner des Königs angeschlossen und General Beaufort, der zu dieser Zeit sein Hauptquartier dort hatte, concentrirte in

ihr den Kern seiner Divisionen und machte sie zum Mittelpunkt seiner Operationen.

Man kann sich leicht denken, wie unbeliebt die Republikaner diesem Städtchen waren. Wagte dieser Unwille nun auch jetzt, wegen der Stärke der republikanischen Truppen, nicht sich in lauten Demonstrationen Luft zu machen, so zeigte er sich doch deutlich in der Theilnahme, die man den Gefangenen widmete. Fast täglich wurden Chouans von allen Seiten her eingebracht und obgleich dieser Anblick dadurch aufhörte neu zu sein, so war doch allemal eine zahlreiche Menge versammelt. Beaufort pflegte alle seine Gefangenen, wenn sie nicht die Zufluchtsörter ihrer Chefs verrathen wollten, sogleich auf dem Markte im Angesicht der Einwohner von Fougères erschießen zu lassen.

Der General der Republik hoffte dadurch zu schrecken und bei jedem andern Volke wäre dieses Mittel probat gewesen, aber der finstere Sinn der Bretagner kennt keinen Schrecken, er fürchtet den Tod nicht und Beaufort reizte durch dieses Blutvergießen die Bevölkerung nur mehr und mehr. Ja, er bestärkte sie in ihrem Royalismus, denn die kühnen Chouans, die alle mit dem Rufe:

„Es lebe der König, es lebe die Religion!" starben, wurden als Märtyrer betrachtet und nichts ist verführerischer als Märtyrerthum, mag es religiöses, mag es politisches sein. Hier war es sogar beides zugleich.

Es waren sieben Chouans, die man heute einbrachte, Marie kannte sie alle beim Namen und wechselte mit einem derselben einen ausdrucksvollen Blick, als er in das Haus geführt wurde, in dem Beaufort sein Quartier hatte.

Finster harrte die Menge am Eingange und Marie stand in der ersten Reihe des Volkes.

Eine halbe Stunde verging.

Ein Adjutant kam aus dem Hause und ertheilte laut den Befehl an einige Officiere, eine Grenadier- und eine Dragonercompagnie marschfertig zu halten. Zu gleicher Zeit machte sich ein Detachement Unterofficiere fertig zur Execution.

Die Chouans erschienen wieder auf dem Markt.

„Die guten Jungen haben nichts verrathen!" murmelte man im Volk. „Die treuen Seelen, Gott segne sie!"

Man bemerkte nicht, daß sieben Chouans in

das Haus hineingeführt worden waren und nur sechs wieder heraus kamen. Die Menge bemerkte das nicht, aber Mariens Blick bemerkte es gleich und eine vieldeutige Handbewegung des alten Chouans, mit dem sie schon vorher einen Blick gewechselt, sagte ihr, daß ihr Gemahl verrathen sei.

Das treue Weib entfärbte sich, aber keine Bewegung verrieth ihre Bestürzung und ihre Angst. Ruhig bat sie die Umstehenden ihr Platz zu machen und drängte sich dann durch die Menge. Sie ging langsam, denn sie wußte, daß Beaufort seine Augen überall hatte, ruhig trat sie in ein Haus, dessen Thür sie hinter sich schloß Dann erst begann sie sich zu beeilen, sie lief durch das Haus, durch den Hof, in einen kleinen Garten und über einen niedrigen Zaun springend, sah sie sich bald im freien Felde.

„Heilige Jungfrau steh mir bei!" flüsterte sie und lief, so schnell sie vermochte, den Bergen zu.

Die Mutter dachte nicht an ihre Kinder, die Gattin eilte den Gatten zu retten.

Als sie den nächsten Berggipfel erreicht hatte, blieb sie athemlos stehen und sah sich einen Moment

um, sie bemerkte auf der Straße nach Vitré eine starke Abtheilung republikanischer Soldaten, die ziemlich schnell marschirten.

„Das sind sie!“ sagte sie zu sich selbst und eilte nun mit verdoppelter Schnelligkeit vorwärts. Die Sonne brannte heiß, das Weib achtete es nicht, spitzige Steine zerrissen ihre Schuhe, Dornen ritzten ihr das Gesicht, der Schweiß rann ihr von der Stirn und mischte sich mit ihrem Blut, sie hatte auf das Alles nicht Acht, denn es galt ihren Gemahl zu retten.

Bergauf und Bergein lief sie so, Stunden vergingen, nur auf Momente ruhte sie athemlos, die Sonne senkte sich bereits und immer noch war das Ziel nicht erreicht.

„Heilige Jungfrau stärke mich!“ betete die treue Frau, ihre Kräfte begannen zu schwinden, ihre lechzende Zunge klebte an dem Gaumen, ihre Schritte wurden schwankend, aber nicht weniger schnell.

Endlich, da ist die Straße von Vitré, da ist das uns schon bekannte Tannengehölz, da liegt der Stein, der den Eingang zu Jean Chouans Versteck markirt! Die Brust des armen Weibes

arbeitet heftig, schwindelnd hält sie sich fest am Stamm der Tanne. Sie rafft sich auf, sie müht sich den schweren Stein wegzuwälzen, seine Last spottet ihrer ermatteten Kraft. Thränen rollen ihr über die erhitzten Wangen, sie betet, aber sie betet und arbeitet mit einer Energie, welche ihre körperliche Schwäche überwindet. Sie nimmt kleine Steine, stemmt sie unter den großen und bedient sich ihrer als Hebel, endlich hat sie den Stein so weit in die Höhe, daß sie mühsam ihren Kopf in die Grube stecken kann. Sie versucht das warnende Eulengeschrei ertönen zu lassen, aber umsonst, es ist unmöglich, die trockne Kehle, die heftig arbeitende Brust, sie versagen ihr den Dienst.

Rathlos starrt die arme Marie um sich. Die Soldaten können jeden Augenblick da sein.

Sie wirft sich an die Erde, leckt die frischen Grashalme, um ihre trockne Zunge zu erfrischen, sie leckt das Blut, das aus ihren zerrissenen Händen läuft.

Sie versucht aufs Neue hinab zu rufen.

Es ist vergeblich, es ist unmöglich! Vernichtet sinkt sie nieder neben der so mühsam und nun doch vergebens ausgehöhlten Oeffnung.

Das sind die Augenblicke, in denen auch ein so ganz gescheuter Mensch das Walten eines blinden Zufalls annehmen und sich zu dem türkischen Fatalismus bekehren könnte.

Aber sehen sollte die arme Marie, das treue Weib, sehen sollte sie ihren Gemahl, denn während sie noch immer mit keuchender Brust, von kaltem Schweiß gebadet, die Glieder zitternd und die Augen weit aus dem Kopfe getreten, am Boden lag, hob sich plötzlich der Stein, der die Gattin von ihrem Manne trennte.

Marie glaubte anfangs, es sei eine Täuschung, aber der Stein wurde wirklich weggewälzt und ein finsteres, bretagnisches Gesicht schaute aus der Grube.

Starr hafteten die Augen des Chouans an Mariens Gestalt, er erkannte die Gattin seines Chefs.

„Flieht, die Republicaner über Euch, Réboul, Verrath!“

Der Chouan entfärbte sich, aber rasch sprang er aus der Grube, faßte Marien um den Leib, trug sie eilig hinein in die Höhle und stürzte erst

dann wieder hinaus um den Stein über die Grube zu wälzen.

Jean Cottereau hielt sein treues Weib in seinen Armen, dreißig wilde Gesellen drängten sich um ihn. Marie sagte mit letzter Kraft:

„Sieben Gefangne in Fougères, Réboul Verräther, rettet Euch, Soldaten sehr nahe!"

Marie schloß die Augen, das Blut schoß ihr aus Mund und Nase, die heftige Anstrengung hatte ein Gefäß gesprengt in der Brust dieses hochherzigen Weibes.

Einige Secunden lang starrte Jean Cottereau die Leiche seines Weibes an.

„Ist sie todt?" fragte er endlich mit stierem Blick und gellender Stimme einen alten Chouan.

„Alles hin, todt, Meister Cottereau!" antwortete dieser, nachdem er die Leiche untersucht hatte, „sie hat sich angestrengt über alle Kraft!"

Der wilde Häuptling der Chouans setzte sich auf die Bank, schloß den Leichnam seiner Frau in seine Arme, legte sein Gesicht an ihre schon kaltgewordene Wange und große Thränen fielen aus seinen Augen.

Die Chouans umstanden einen Moment ihren Chef, sie theilten in ihrer ernsten, nichts verrathenden, Weise den Schmerz ihres Häuptlings, dann erinnerten sie sich der Warnungsworte der treuen Marie.

„Meister Cottereau!“ rief der schon erwähnte alte Chouan, „die Feinde über uns!“

Jean Chouan hörte nicht.

Seine Gesellen hofften ihn durch ein lautes Eulengeschrei zu erregen.

Jean Chouan hörte es nicht.

Man schüttelte ihn und rief ihm in die Ohren.

„Es ist gut!“ antwortete er mechanisch.

Die Chouans waren in einer verzweifelten Lage, noch war Flucht vielleicht möglich, aber die Republicaner konnten in jedem Augenblick da sein und ihre Denkungsart ließ es nicht zu, allein ohne ihren Chef zu flüchten. Der alte Chouan machte einen letzten Versuch, er legte seine breite Hand auf das Gesicht des edeln, in seinem Berufe gestorbenen Weibes.

Jean Cottereau schaute zornig auf.

„Meister Jean," rief nun der Chouan, „Dein Weib haben die Republicaner ermordet, kommt, wir wollen uns rächen!"

Wie ein Blitz fuhr Jean Cottereau in die Höhe, seine Augen funkelten wie die eines wilden Tigers, der das Geräusch einer sich nähernden Beute vernimmt.

Die Mahnung zur Rache gab dem Chouan seine ganze Energie wieder, den Leichnam seiner Frau im Arm haltend stand er unter den wilden Gesellen in der Höhle.

„Im Namen des Königs!" klang seine Stimme, die heiser war vor Wuth, „sie sagte, Republicaner kämen, Réboul habe uns verrathen, antwortet, wann ist Réboul gefangen und wo?"

Man antwortete ihm genau.

Der Chouan rechnete halblaut: „Um ein Uhr sind sie in Fougères gewesen, um halb zwei Uhr ist das Verhör zu Ende gewesen, um zwei Uhr hat mein Weib die Stadt verlassen, um sechs ist sie hier gewesen, eine halbe Stunde vielleicht ist verflossen, die Republicaner müssen im Augenblick hier sein. Vorwärts zur Rache, meine Brüder!"

Seine Rechnung war vollkommen richtig, die Chouans jauchzten ihm Beifall und die breite, kurze Waffe entblößend, die, zu Stoß und Hieb eingerichtet, den Schwertern ähnelte, mit denen man in Seegefechten die Matrosen bewaffnet, stellte sich Jean Cottereau an die Spitze seiner Getreuen, den Leichnam seiner Frau im linken Arme tragend.

Er sprang in dem Augenblick aus der Grube, in dem die ersten Dragoner Beauforts bei dem Tannenhölzchen ankamen.

„Es ist zu spät, Kameraden!“ rief er den Chouans zu, „verkauft Euer Leben theuer, vorwärts, es lebe der König!“

„Es lebe der König!“ brüllten die Bretagner und warfen sich mit solcher Gewalt auf die Grenadiere der Republik, die, etwa hundert Mann stark, anmarschirten, daß sie diese, übrigens braven, Soldaten, auseinander sprengten und wahrscheinlich das freie Feld erreicht haben würden, wenn nicht der Officier, welcher die Dragoner commandirte, diese schnell zur Unterstützung der Grenadiere herangeführt hätte.

Es begann nun ein blutiges Handgemenge, die blanke Klinge galt alles, nur selten wurde ein

Pistolenschuß abgefeuert. Die Chouans verkauften in der That ihr Leben theuer. Jean Cottereau ließ selbst im wildesten Getümmel den Leichnam seiner Frau nicht aus dem Arm, er hatte sich Bahn gebrochen, bis zu dem Dragonercapitain, der allein zu Pferde geblieben war, während er seine Leute hatte absitzen lassen. Noch ein Dragoner stand zwischen dem Officier und dem Chouan, Jean Cottereau stieß ihn nieder und führte einen Hieb nach dem Officier, dieser parirte mit dem Hals seines Pferdes, das sich nun verwundet hoch aufbäumte und ließ zugleich seinen schweren Dragonersäbel mit solcher Gewalt auf den Kopf des Chouans fallen, daß dieser taumelte und ein Blutstrom über sein Gesicht stürzte.

Indeß war der Streich nicht tödtlich, der Chouan ermannte sich schnell, nahm seine breite Klinge zwischen die Zähne, riß eine Pistole aus dem Gürtel und schoß, der Officier der Republik faßte nach der Mähne seines Pferdes, schwankte einige Secunden im Sattel, er verlor die Bügel und stürzte zu Jean Cottereaus Füßen nieder.

Der Fall des Dragonerofficiers reizte die Republicaner, sie waren empört, daß die dreißig

Chouans ihnen so lange Widerstand leisteten. Ein riesenhafter Grenadier warf sein Gewehr weg, sprang auf Jean Cottereau zu, vermied dessen vorgehaltene Klinge durch einen Seitensprung, faßte den Chouan am Halse und riß ihn mit sich zu Boden, aber Jean Cottereau, der auch jetzt seiner Frau Leichnam nicht fahren ließ, kam durch eine rasche Wendung auf den Grenadier zu liegen, setzte sein rechtes Knie auf die Brust seines Feindes, befreite sich durch einen furchtbaren Ruck und war eben im Begriff, ihm seine Klinge in den Hals zu bohren, als er plötzlich zusammensank und die Waffe seiner Hand entfiel. Der Grenadier, der sich schon verloren gegeben, raffte sich auf und faßte den Arm des Chouans, er faßte den Arm eines Todten.

Eine Kugel hatte seine Stirn zerschmettert, verspritztes Gehirn und Blut bedeckten die finstern Züge des königlichen Marechal de Camp.

Da lag der freie Bretagner auf dem blutigen Boden seiner Heimath, auch im Tode noch hielt er seine Frau fest umarmt.

Zweiunddneunzig Republicaner hatte es gekostet, um Jean Cottereau und seine dreißig Getreuen zu

überwältigen, nicht einer war lebend in die Hände der Republicaner gefallen, aber sie hatten in Wahrheit ihr Leben theuer verkauft.

„Seht nach, ob Jean Cottereau unter den Todten ist, entkommen ist keiner!“ befahl der Capitain, der die Grenadiere commandirte.

Man legte die Chouans in eine Reihe, aber die meisten waren so von Wunden entstellt, daß ihre Gesichter nicht mehr zu erkennen waren. Der Officier selbst wischte das Blut aus dem Antlitz der Frau, die im Arme eines Chouans lag.

„Dieser hier,“ sagte er, „ist Jean Cottereau, genannt Chouan, dieses Weib ist seine Frau!“

Es war derselbe Officier, der der treuen Marie im vorigen Herbst einen Louisd'or geschenkt hatte, als General Beaufort sie zwingen wollte, den Aufenthalt ihres Mannes zu verrathen.

Der Capitain starrte einen Augenblick in das bleiche Gesicht Mariens, dann sagte er, sich abwendend:

„Ich wollte ich fände einst ein Weib, das mir so treu wäre, wie diese hier ihrem Mann gewesen!“

Er ließ nun Cottereau's Höhle durchsuchen, außer einigen Munitionen und einem Vorrath von Lebensmitteln fand man nichts darin. Die Leichen der Gefallenen, Royalisten und Republikaner, warf man hinein. Der Grenadiercapitain wollte der royalistisch gesinnten Bevölkerung die Freude nicht gönnen, zu sehen, daß bei dreißig todten Chouans fast hundert todte Grenadiere und Dragoner der Republik lagen.

Eben nicht sehr erfreut über diesen blutigen Sieg kam das Detachement am andern Tage nach Fougères zurück, aber Beaufort jubelte, er hatte die Gewißheit von Jean Cottereau's Tode, dieser einzige Mann galt ihm mehr als hundert Soldaten.

Es war am Tage nach diesem Gefecht, als zwei kleine Knaben, von denen der älteste vielleicht vier Jahr alt sein mochte, durch die Straßen von Fougères wanderten und endlich vor einem Bäckerladen stehen blieben und die daselbst zum Verkauf ausgestellten Brode mit verlangenden Blicken betrachteten. Sie standen dort vielleicht eine halbe Stunde, ohne daß sie von dem Bäcker bemerkt wurden; der Bretagner, so finster seine Außenseite ist, trägt ein mildthätiges Herz unter seinem groben

Tuch, der Bäcker hätte die verlangenden Blicke der kleinen, hübschen Knaben gewiß verstanden und ihren Hunger gestillt. Denn hungrig waren die Kinder gewiß, obgleich ihre Kleidung keineswegs Mangel, ja sogar eine gewisse Wohlhabenheit verrieth.

Der Bäcker stand mit sechs oder acht Nachbarn im Gespräch. Man sprach von Jean Cottereau's Tode, den der General Beaufort hatte bekannt machen lassen, die republikanischen Soldaten hatten von seinem heftigen Widerstande erzählt und auch mitgetheilt, daß man seine Frau todt in seinen Armen gefunden habe.

„Aber Marie Cottereau war gestern Mittag noch hier!" meinte einer der Bürger und mehrere bestätigten es.

„Sie muß gelaufen sein, um ihren Mann zu warnen, als sie von Rébouls Verrath hörte!" muthmaßten einige sehr richtig und andere setzten hinzu:

„Ein tüchtiger Mann, der Jean Chouan! Schade um ihn; ein ächter Sohn der Bretagne und sie ein braves, schönes Weib; wo nun nur ihre Kinder sein mögen?"

„Dieser Schuft, der Réboul, na, wenn sie ihn nur kriegen außerhalb der Stadt!“

„Kennt Ihr den Réboul, Gevatter!“ fragte man.

Alle verneinten.

Im selben Augenblick trat ein Mann an den Laden, der Brot kaufen zu wollen schien. Er trug unscheinbare, aber anständige, bürgerliche Kleidung.

Die Kinder, die er nicht bemerkte, sahen ihn einen Augenblick zweifelhaft an, dann zupfte ihn der älteste am Rock und rief laut:

„Réboul, Jacques Réboul, gieb uns zu essen, Henri hungert!“

„Réboul, Jacques Réboul,“ setzte der jüngere Knabe hinzu, „Mutter fort, Vater fort, Henri will zur Mutter!“

Der Mann wurde todtenblaß, er zitterte heftig, der Verräther Réboul stand vor den Kindern derer, die er verrathen, er bebte vor den Kindern, die er zu Waisen gemacht.

„Der bübische Verräther Réboul!“ murmelten die Bretagner.

Réboul war kein böser Mensch, ein schwacher Augenblick hatte ihn zum Verräther gemacht, jetzt

stand sein Verrath, seine That mit allen ihren Folgen in trauriger Größe vor ihm, er blickte die Kinder an und erinnerte sich, wie oft der Vater dieser Kinder im Kampfe sein Leben gerettet mit Aufopferung seines eigenen; er erinnerte sich, wie oft die Mutter dieser Knaben ihn, wenn er hungrig war, gespeist, wenn er verwundet war, verbunden. Jetzt hatte er beide, seine Wohlthäter, in den Tod geführt. Mit bretagnischer Entschiedenheit war sein Entschluß gefaßt. Er holte aus seiner Tasche eine ziemlich bedeutende Summe in Gold und Assignaten, warf sie auf den Tisch des Bäckers und rief:

„Landsleute, hier das Geld, was mir die Republik für den Verrath an Jean Cottereau gegeben, das sind die Kinder meines alten Chefs, den ich Elender verrathen habe, das Geld gehört den Kindern, nehmt Euch ihrer an. Ich richte mich selbst!"

Er stürzte hinaus. Keiner der Bretagner folgte ihm. Der Bäcker aber nahm die Söhne des berühmten Jean Chouan bei der Hand, führte sie in seine Stube und lud die Nachbarn ein, ihm zu folgen.

Man besprach sich, der Bäcker behielt die Kinder bei sich, zwei seiner Nachbarn übernahmen die Vormundschaft, so wie die Verwaltung der Geldsumme, die sich auf mehrere tausend Franks belief und für die Kinder der hochherzigen Marie war gesorgt, so gut es unter den damaligen Umständen gehen konnte.

Noch waren die Bretagner bei dem Bäcker versammelt, als der Generalmarsch geschlagen wurde, Truppen alle Straßen sperrten und sich eine ungewöhnliche Aufregung unter der republikanischen Besatzung kund gab.

Die Bretagner nickten sich zu, sie hatten vorher gewußt, daß Jacques Réboul etwas Bedeutendes ausführen würde, um sich einigermaßen wieder zu rechtfertigen vor seinen Landsleuten.

Réboul war vom Bäckerladen aus direct nach der Wohnung des Obergenerals gegangen. Bei Beaufort vorgelassen, hatte er erst diesen berühmten Feldherrn, dann aber sich selbst niedergeschossen.

Er selbst war todt gewesen, als Hülfe kam, die Kugel war ihm durch das linke Auge ins Gehirn gedrungen und hatte einen augenblicklichen Tod zur Folge gehabt. Beaufort dagegen lebte

noch und als ihm der Arzt die Kugel zwischen den Rippen herausgeschnitten hatte, gab er Hoffnung für sein Aufkommen.

Dieser Schuß stellte Jacques Rébouls Ehre in den Augen der Royalisten wieder her, für den Convent und Hoche war er ein schwerer Schlag, er beraubte sie eines Mannes, der mit Recht das Schwert der Republik hieß.

Marton, der Major-General von Beauforts Corps, übernahm das Commando, behandelte aber die Royalisten so mild und verfuhr so nachsichtig gegen die Chouannerie, daß er selbst in den Verdacht des Royalismus gerieth. Die Conventsdeputirten ermahnten ihn zur größeren Energie.

„Ich bin,“ antwortete er trocken, „General der Republik, zeigt mir den Feind und ich werde ihn angreifen, wollt Ihr aber, daß ich meine Landsleute hängen, füsiliren und köpfen lassen soll, so gebt mir meinen Abschied und schickt den Monsieur Samson mit seinen Rothröcken in die Bretagne!“

Die Deputirten des Nationalconventes hatten darauf nichts zu erwiedern, denn diese Stimmung war allgemein beim Heere und sie hatten Nieman=

den, der an Martons Stelle das Kommando übernehmen konnte.

Diese mildern Maßregeln Martons machten es auch dem Fräulein Blanche von Gontaut und der Gräfin von Maulevrier möglich, Rennes zu verlassen. Margueritens Charakter hatte sich in dieser Zeit ganz umgewandelt, sie schauderte vor sich selbst, wenn sie an ihr Kriegsleben unter de Tinteniac dachte; in der sanften, wenn auch immer noch sehr ernsten Jungfrau hätte Niemand die Amazone erkannt, die noch vor einigen Wochen in den vordersten Reihen der Chouans kämpfte und mit sicherer Hand den Tod hineinschleuderte in die Reihen ihrer Landsleute.

Wenn auch der Umgang mit der lieblichen, edeln Blanche de Gontaut das seinige dazu beigetragen haben mochte, den eisernen Sinn der Gräfin zu mildern, wenn auch Blanche's Beispiel sie genöthigt hatte, milder zu urtheilen, weiblicher zu werden, mehr zu dulden als zu handeln, so mußte sich Marguerite doch selbst bekennen, daß auch Lionel Deschamps viel Antheil an ihrer gänzlichen Sinnesumwandlung hatte.

Es war ein ganz anderes Gefühl, das sie

hinzog zu dem Lancier der Republik, als das, was sie einst für den Grafen Larochejacquelein im Herzen getragen. Während sie Larochejacqueleins Herz zu gewinnen getrachtet hatte durch männlichen Muth, durch schnellen Entschluß, durch glühenden Enthusiasmus, während sie durch die Liebe zu dem berühmten Helden der Vendée immer rauher und heftiger geworden war, wurde sie durch die, anfänglich sehr geringe Zuneigung, die sie zu dem unberühmten Lancierlieutenant fühlte, immer milder, sanfter, weiblicher. Sie scheute sich in Lionels Gegenwart ihrer stolzen Heftigkeit die Zügel schießen zu lassen, sie fühlte, daß sie sein Herz durch Weiblichkeit gewinnen werde und sehr bald war es ja ihr einziger Wunsch, Lionels Herz zu besitzen.

Also die stolze Marguerite liebte den Lancierofficier!

Sie liebte ihn wirklich, weil er sie liebte, denn wahre Liebe kann nur da statt finden, wo Gegenliebe ist, wahre Liebe veredelt, sie macht das Weib weiblicher, den Mann männlicher. Es war keine wahre Liebe, die Marguerite für den großen Grafen gehegt hatte, denn sie fand keine

Erwiederung, hätte sie aber Erwiederung gefunden, wäre sie wahr gewesen, so hätte sich Margueritens Charakter schon damals verwandelt.

Was dem mächtigen Grafen von Larochejacquelein nicht gelungen war, gelang dem unberühmten Lieutenant Lionel Deschamps.

Doch wir dürfen unserer Erzählung nicht voraneilen und müssen uns begnügen, nur zu bemerken, daß Blanche von Gontaut und Gräfin Marguerite von Maulevrier Rennes verließen, um sich nach Paris unter den Schutz eines alten Oheims des Fräuleins von Gontaut zu begeben.

Wir nehmen hier für längere Zeit Abschied von diesen jungen Damen, der uns gewiß nicht so schmerzlich fällt als dem Lieutenant Deschamps, oder auch nur dem ehrlichen Rozier.

V.

Die Emigranten und die Chouans.

La guerre est ma patrie,
Mon harnois ma maison,
Et en toute saison
Combattre c'est ma vie.

(*Ancienne ballade.*)

Der unermüdliche Marquis von Puisaye hatte mit Schrecken die Nachricht vom Friedensschluß zu Mabilais vernommen, doch faßte er sich bald und wußte, als gewandter Diplomat, den möglichsten Nutzen aus dem Unglück zu ziehen.

Er benutzte den Frieden, den Cormatin sehr gegen seinen Willen geschlossen, trefflich, um das brittische Ministerium von der Schwäche des Convents zu überzeugen. „Seht," sagte er, „sie können, selbst der Chouannerie allein, nicht Herr

werden, sie fürchten sich und unterhandeln auf dem Fuße der Gleichheit mit der Insurrection, die Republik ist verloren, wenn Ihr die Royalisten ordentlich unterstützt!"

Der große Pitt, jener unversöhnliche Feind der Revolution, entschloß sich endlich, die Chouannerie nachdrücklich zu unterstützen. Man rüstete in England eine starke Expedition und am 25. Juni 1795 erschien eine brittische Flotte, von drei Admiralen geführt, im Meerbusen von Morbihan. Diese Flotte hatte außer 12,000 Britten unter dem Oberbefehl des Lords Moira sechs englische Soldregimenter am Bord, die aus 1800 Emigranten und 7000 gefangenen, republikanischen Soldaten zusammengesetzt waren.

Die zwölftausend Mann Nationaltruppen unter Lord Moira sollten sich erst ausschiffen, wenn durch die Emigranten einige Vortheile erlangt sein würden.

Man sieht, der brittische Minister war vorsichtig und wollte sich nicht vor dem Parlamente compromittiren.

Puisaye sah sich in seiner Erwartung getäuscht, er hatte darauf gerechnet, zum Anführer der Expedition ernannt zu werden, die er bewerkstelligt

hatte, er war die einzige, passende Persönlichkeit dazu. Sein alter Adel, seine hohe Stellung mußte ihn den Emigranten ebenso lieb als Anführer machen, als er es den Banden der Chouans war, in deren Reihen er schon gekämpft, die ihm schon so oft zum Siege gefolgt waren.

Man ernannte nicht ihn, sondern einen jungen Herrn von Sombreuil zum Oberanführer und beging dadurch einen nicht wieder gut zu machenden Fehler.

Die ritterliche Tapferkeit dieses jungen Edelmanns konnte Puisayes Kriegserfahrung und Landeskenntniß nicht ersetzen, überdem war er zu jung, um den alten Edelleuten und Officieren, aus denen das Expeditionscorps zusammengesetzt war, Vertrauen einzuflößen.

Kaum hatte also die Landung auf der Halbinsel **Quiberon** am 27. Juni stattgefunden, so zeigten sich die traurigen Folgen dieses Mißgriffes; jeder befahl und keiner gehorchte.

Puisaye sah sich mit verbissenem Groll um die Frucht seiner Bemühung betrogen. Indeß gewann er doch eine ziemliche Bedeutung in den Augen der Royalisten, als die Chefs der Chouan=

nerie mit ihren Truppen ankamen; Scepeaux, Cadoudal, de Tinteniac umringten ihn, ihren alten Chef, und weigerten sich von Sombreuil Befehle anzunehmen. Die Uneinigkeit wurde von Tag zu Tag größer. Noch hätte alles gut werden können, Puisaye schlug im Kriegsrath vor, in das Innere vorzudringen, sein Plan, der nicht fehlschlagen konnte bei der Gesinnung der Bretagner, wurde von allen Chefs der Chouannerie, von denen einige, zum Beispiel Georges Cadoudal, allein 2000 Mann commandirten, unterstützt und Sombreuil, muthig wie er war, wäre gern darauf eingegangen, wenn nicht der alte Oberst Graf d'Hervilly sich dagegen erklärt hätte. Dieser alte, tapfere Officier verdarb, von persönlichem Haß gegen Puysaye geleitet, das ganze Unternehmen, er gewann die übrigen royalistischen Officiere und man beschloß, sich auf der Halbinsel Quiberon zu verschanzen.

Was man damit wollte, ist, wenn nicht unbegreiflich, so doch wenigstens sehr schwer einzusehen. Die Bretagne wartete nur auf das Vorrücken der Expedition, um sich in Masse zu erheben und diese Expedition verschanzte sich auf einer abgelegenen Halbinsel.

Aber Sombreuil, oder vielmehr die Männer, die sich des Vertrauens dieser muthigen Officiers bemächtigt hatten, machten der Mißgriffe noch mehrere, sie wollten die Chouans zwingen, die graue Uniform der Chouannerie mit dem rothen Rock englischer Söldlinge zu vertauschen und stießen auf einen allgemeinen Widerstand; man wollte die freien Söhne der bretagnischen Wälder wie regulaires Militair dressiren, sie Schanzarbeiten machen lassen und brachte sie dadurch zu offener Empörung. Die Chouans waren gekommen, um zu kämpfen, aber nicht sich hinter Schanzen einzuschließen.

Hoche, der Kunde von diesen Zwistigkeiten hatte, griff an, aber im Kampf war alles einig, die Emigranten eroberten das Fort Penthievre mit beispielloser Tapferkeit und Puisaye errang im offenen Felde einige Vortheile über die Truppen der Republik.

Er hatte jetzt den Emigranten gezeigt, daß er die Republicaner im offenen Felde zu schlagen verstehe, noch einmal machte er den Vorschlag, ins Innere vorzudringen.

Hoche hatte sich auf seine Stellung bei Ansay zurückgezogen.

Wir finden die royalistischen Chefs in einer stürmischen Berathung im Fort Penthievre.

Herr von Sombreuil, ein muthiger, hübscher junger Mann mit dem feinen, geistvollen Gesicht der alten Noblesse, etwas geputzt, fordert die Herren auf, ihm ihre Meinung mitzutheilen.

Sogleich nimmt Puisaye das Wort in der uns schon bekannten, lebhaften Weise; mit dem vollen Feuer der Ueberzeugung fordert er das Eindringen ins innere Land, er vergißt nichts, keinen auch noch so kleinen Vortheil, er weiß Alles ins beste Licht zu setzen, er führt seine Chouans siegreich nach Paris, er weiß die Aufmerksamkeit durchaus zu fesseln, diesen zu reizen, jenem zu schmeicheln, alle zu enthousiasmiren.

Sichtlich hat er Eindruck gemacht, die Wangen Vieler röthen sich, die rechte Hand Vieler faßt unwillkührlich nach dem Degengefäß, die blauen Augen des jungen Sombreuil funkeln.

Jetzt schweigt Puisaye, Sombreuil sieht sich im Kreise um, mit einem Blick, der zu sagen scheint: „Es ist doch wohl Niemand unter uns, der eine andere Meinung hat?"

Er hat sich geirrt.

Der alte Oberst Graf d'Hervilly erhebt sich langsam von seinem Sessel, sein Gesicht ist alt und broncefarbig geworden in Schlachtenwettern, seine schwarzen Augen blitzen kühn unter den schneeweißen, dichten Augenwimpern, seine Bewegungen sind durchaus die eines alten Soldaten. Seine Erscheinung macht einen unangenehmen Eindruck, aber er ist von gutem, altem Adel und sein Muth außer allem Zweifel. Man hört, er spricht langsam, ohne Feuer, kurz und bündig.

„Des Königs Generallieutenant in Bretagne," sagt er, „hat Euch, meine Kameraden, die Vortheile auseinander gesetzt, die ein Zug ins Innere für unsere Sache hat, er hat das gut gethan, ich werde Euch die Nachtheile vorrechnen, Herr von Sombreuil wird dann entscheiden, was zu thun. Die Nachtheile einer Invasion sind dreifach, erstlich sind wir zu schwach, um einen Erfolg von unserm Vordringen hoffen zu können, denn die indisciplinirten Banden der Chouans, von denen der edle Marquis so viel hofft, flößen mir, einem alten Officier, der dreißig Schlachtfelder gesehen, kein Vertrauen ein." —

Die anwesenden Chefs der Chouannerie gaben laut ihren Unwillen zu erkennen, unbekümmert darum fuhr Graf d'Hervilly fort:

Zweitens setzen wir die ganze Expedition aufs Spiel, denn im Falle eines Mißlingens sind wir vom Meer abgeschnitten!"

„Wir denken nicht an einen Rückzug!" fiel ihm der Chevalier de Tinteniac hastig in die Rede.

„Sie sind auch kein Soldat, mein Herr Chevalier, ein guter Soldat denkt stets an die Möglichkeit eines Rückzugs, durch Bravaden wird nichts erreicht!" versetzte der Oberst kühl und der Chevalier biß sich in die Lippen. „Uebrigens," schloß d'Hervilly seine Rede, „werde ich für meine Person auf dieser Halbinsel die Ankunft Seiner königlichen Hoheit des Grafen von Artois erwarten!"

Der Eindruck, den diese Rede machte, war ein ganz anderer, als der, den Puisaye hervorgebracht hatte. Die jungen, eiteln Edelleute traten d'Hervilly's Meinung bei, nur um für gute Soldaten zu gelten, die alten Officiere theilten ohnehin seine Meinung und hatten sich vorher nur durch Puisayes Feuer hinreißen lassen, die große Menge

der Anwesenden aber fand es unschicklich, vor der Ankunft des Prinzen etwas zu unternehmen.

Sombreuil schwankte, er hätte gern Paris erobert, unmuthig fragte er noch einige nach ihrer Meinung, sein Unmuth stieg, als alle sich durch d'Hervilly's Ansicht für überzeugt erklärten, es sei nicht rathsam ins Innere vorzudringen. Mehr um seinen Aerger zu verbergen, als daß er einen Erfolg gehofft hätte, wendete er sich an die anwesenden Chefs der Chouannerie.

„Wir sind keine Soldaten, können also keine Meinung hier haben!" antwortete der Chevalier de Tinteniac gereizt.

„Vorwärts gegen Paris!" antworteten Bourmont und Scepeaux, „wir werden dem alten Obersten da zeigen, daß wir zu schlagen und zu siegen eben so gut verstehen, als seine dressirten Drahtpuppen!"

„Gegen Paris!" entschied der wilde Tête-Carrée, „wir wollen doch sehen, ob die Kugeln der Republicaner mehr Respect haben vor den rothen Röcken des Obersten, als vor den grauen der Chouannerie!"

Die Chouans waren augenscheinlich bitter gekränkt, die hochmüthige Abfertigung, die einer ihrer ersten Chefs von dem alten d'Hervilly hinnehmen mußte, hatte sie empört, das kalte, verächtliche Lächeln, mit dem der Graf sie fortwährend ansah, reizte sie und der junge Sombreuil suchte sie vergeblich dadurch zu besänftigen, daß er jeden einzeln nach seiner Meinung frug.

Puisaye durchschaute Alles, er wußte, daß man ihm den Ruhm nicht gönnte, er wußte, daß das Befragen der Chefs der Chouannerie eine Farce war, daß d'Hervilly's Meinung bereits durchgegangen, aber er freute sich doch über die trotzigen Antworten der Chouans, über ihren aufrichtigen Zorn gegen seinen Feind.

Ausnehmend höflich bat Sombreuil nun Georges Cadoudal um seine Meinung. Dieser berühmte Chef, den man wegen seiner Wunden, die er fürs Königthum empfangen, le Balafré nannte, trat einen Schritt vor und sagte ruhig:

„Ich weiß, meine Herren, daß man nicht thun wird, was ich sage, aber ich will, daß man nach dem Unglück sagen könne von mir, er hat sein Bestes gethan. Hört, der Marquis von

Puisaye, der mir die Ehre erzeigt, sich mein Freund zu nennen, hat vor Jahr und Tag die königliche Fahne aufgepflanzt in der Bretagne, allein, ohne Eure Unterstützung, die Chouannerie behauptete sich siegreich, wir haben alle geblutet für den König, während Ihr Euch in London die Finger gewärmt habt und jetzt meint Ihr, Männer, die in zwanzig Schlachten geblutet haben, seien keine Soldaten! Jetzt, wo Ihr mit sechs Regimentern, von Edelleuten commandirt und aus Deserteurs gebildet, hier seid, verachtet Ihr die Chouannerie, ich sage Euch, Ihr seid nichts ohne die Chouans! Wozu seid Ihr hierher gekommen? um Euch auf diese Halbinsel zu setzen und des Königs treue Unterthanen zu beleidigen? Ihr konntet in London bleiben! wenn Ihr mit Soldaten die Republik vernichten wolltet, so mußtet Ihr nicht mit sechs, sondern mit sechzig Regimentern kommen, dann war die Chouannerie vielleicht überflüssig, aber auch nur vielleicht! Aber bestärkt Euch in Eurer Thorheit, schließt Euch ein in diesem Fort, Hoche wird Euch herausjagen, Ihr werdet Euch tapfer vertheidigen, ich glaube es, denn die Franzosen sind alle muthig, aber um so

schlimmer — die kleinliche Eifersucht einiger unter Euch auf den edeln Marquis hier wird das Blut von mehrern tausend tapfern Franzosen fließen machen und zwar umsonst. Besinnt Euch, kehrt um, wenn Ihr noch könnt, dem Grafen von Artois wird es lieber sein, eine siegreiche Armee, ein offenes Land zu finden, als sechs Regimenter eingeschlossen auf einer abgelegenen Halbinsel. Ihr habt zu wählen, entweder Ihr entschließt Euch mit mir vorzurücken ins Innere, oder Ihr schließt Euch ein und ich gehe und meine zweitausend Chouans folgen mir!"

„Wir gehen alle mit Dir, Cadoudal!" riefen die übrigen Chefs der Chouannerie.

Puisaye lächelte über die Verlegenheit der Emigranten.

Sombreuil schwieg betrübt. Graf d'Hervilly nahm aufs Neue das Wort und sagte stolz:

„Meine Kameraden theilen meine Meinung, wir erwarten hier Seine königliche Hoheit, und Euch, Georges Cadoudal, befehle ich im Namen des Königs hier zu bleiben!"

Der alte Oberst gedachte dem Chouan zu imponiren, er verrechnete sich. Cadoudal wurde heftig und rief:

„O, wer seid Ihr denn, mein Oberst, ich habe seid vier Jahren für den König gefochten, mein Haus war das freie Feld, mein Degen mein Leben, ich bin nichts als Krieger und Krieger für eine große Sache, mit dreißig und mehr Wunden habe ich mir den Titel und die Würde eines königlichen Marechal de Camp erworben und nun kommt Ihr, mein Oberst, von London und wollt mich commandiren, ho, Ihr alter Soldat, kennt Ihr Euern Rang so wenig? wißt Ihr nicht, daß ich Euer Vorgesetzter wäre, sein müßte, wenn ich wollte!"

Oberst d'Hervilly bebte vor Zorn, auch die übrigen Emigranten fanden sich durch den Chouan beleidigt. „Bedeuten Sie ihn, Herr von Sombreuil, bedeuten Sie ihn, Sie sind General en chef!"

Der junge Mann war in großer Verlegenheit, er nahm das Wort und sagte: „Hier habe ich zu befehlen, ich bin Führer dieser Expedition!"

„Leider, leider!" riefen die gereizten Chouans, „Intriguen haben den Marquis von Puisaye

darum betrogen, ihn, der den Aufstand, der die Expedition geschaffen, ihn, der uns Chouans kennt, der uns nicht in rothe Röcke stecken und uns zu englischen Söldnern machen will, uns treue Franzosen und freie Bretagner!"

„Ruhe, Ruhe!" rief man von allen Seiten.

„Ich befehle Ihnen, mein Herr, sich den Anordnungen des Kriegsraths ruhig zu fügen, Gehorsam im Namen des Königs!" tobte nun Sombreuil, dessen jugendliche Hitze entflammt war.

Der Tumult wurde arg.

„Wer giebt Ihnen das Recht uns zu befehlen," rief Georges Cadoudal, „Herr von Sombreuil, Sie sind Befehlshaber der Expeditionstruppen, sonst aber nichts; wir sind freie Bretagner, wir stehen hier auf dem Boden der Bretagne und hier ist der Generallieutenant des Königs in dieser Provinz, der Herr Marquis von Puisaye, was er befiehlt, werden wir thun!"

Der Tumult wurde nun noch größer. Puisaye allein schwieg und schaute finster in das Getümmel.

„Lassen Sie die meuterischen Buben verhaften, Herr von Sombreuil, ich verlange es!" rief Graf d'Hervilly.

„Selbst Bube!" brüllten die Chouans und zogen ihre Säbel.

Sombreuil rief nach Wache; auch die Emigranten zogen blank und ein blutiger Auftritt schien unvermeidlich. Der Chevalier de Tinteniac war an ein Fenster gesprungen und hatte den Flügel geöffnet, jetzt rief er mit Donnerstimme hinein in die Versammlung:

„Noch ein Wort der Beleidigung gegen uns, die wir treue Unterthanen des Königs sind und ich lasse einen Ruf ertönen, der zehntausend Chouans herbeiruft, dann aber stehe ich für nichts!"

Das Getümmel legte sich, Sombreuil wurde ruhiger, das Fort war von einem Regimente besetzt, die Chouans hätten es im ersten Anlauf genommen.

Jetzt trat ein Mann vor, es war der alte Minister Breteuil, er stellte sich zwischen die beiden Parteien und sprach:

„Stecken Sie ein, meine Freunde, stecken Sie ein, um die Sache des Königthums, lassen Sie

diesen Streit, einigen Sie sich über einen Plan, es ist nothwendig, daß wir einig sind, bedenken Sie alle, daß auf dieser Expedition die letzten Hoffnungen aller guten Franzosen beruhen, diese Uneinigkeit ist republikanisch, denn sie hilft der Republik uns besiegen!"

Diese wenigen Worte, von einem alten, treuen Diener des Königs gesprochen, wenn sie auch weit entfernt waren, eine Aussöhnung zu Wege zu bringen, stellten doch äußerlich die Ruhe wieder her; Puisaye erklärte im Namen sämmtlicher Chefs der Chouannerie, sie würden morgen Hoche bei Auray angreifen, auch ohne die Emigranten.

Nach dieser Erklärung verließen die Chouans das Fort und begaben sich zu ihren Banden.

Der Bruch war entschieden, vollständig, der Sache des Königthums eine unheilbare Wunde geschlagen, die ganze Expedition war vergebens.

Am Morgen des andern Tages rückten die Chouans aus, warfen sich in der Abenddämmerung unter Georges Cadoudals Anführung auf Hoche, durchbrachen bei Auray seine Stellung und schlugen sich glücklich nach dem innern Lande durch.

Die ganze Bretagne stand in hellen Flammen des Aufruhrs, der Aufstand in der Vendée erkräftigte sich aufs Neue und drohend wälzte sich nun die Insurrection an beiden Ufern der Loire abwärts nach Paris zu. Wenn jetzt die Expeditionstruppen die Chouannerie unterstützt hätten, dann wären Erfolge dagewesen, dann hätte Lord Moira seine zwölftausend Britten ausgeschifft und die letzte Stunde der Republik hätte geschlagen, denn auch im Süden führte die siegreiche royalistische Reaction einen Vernichtungskrieg gegen die Republikaner.

Der Convent hatte keine Armee, außer der des Obergenerals Hoche, dieser sah ein, daß die Vernichtung der Emigranten auf der Halbinsel Quibéron mehr ein moralischer Schlag sein würde für den Royalismus, als ein wirklicher Verlust, aber er wußte, daß nach der Vernichtung Sombreuils Lord Moira seine Truppen nicht ausschiffen werde, er wußte, daß die Vereitelung der pomphaft angekündigten Expedition die Anhänger des Königthums im In- und Ausland entmuthigen, daß ein Sieg der Republik auf der Halbinsel Quibéron, das moralische Ansehn des Conventes in ganz Frankreich, in ganz Europa herstellen würde, darum

verlor er keine Zeit, sondern rückte eilig gegen die Halbinsel vor.

Die Royalisten erwarteten den General der Republik muthig hinter ihren halbfertigen Schanzen und stützten sich auf das Fort Penthievre, aber dieses starke Fort wurde im ersten Anlauf genommen, weil die republikanischen Gefangenen, die es in englischer Uniform vertheidigten, nicht Lust hatten, gegen ihre Kameraden zu fechten, Sombreuil sah sich dadurch auf die äußerste Spitze der Halbinsel zurückgedrängt und rüstete sich entschlossen zu einem letzten Kampfe, in dem er nur noch mit Ehren sterben, aber nicht mehr siegen konnte.

Noch am Abend jener stürmischen Sitzung im Fort Penthievre hatte Marquis Puisaye die Halbinsel heimlich verlassen. Niemand wußte wo er hin war. Die Emigranten glaubten ihn mit den Chouans abgezogen, die Chefs der Chouans glaubten sich von ihm verrathen und verlassen. Der unermüdliche Mann aber, da er sah, daß die Emigranten störrisch auf ihrer Meinung beharrten, daß sie nicht von Quiberon wegzubringen waren, warf sich in eine Barke und eilte der brittischen Flotte nach. Er wollte wenigstens, wenn auch

seine, mit Mühe zu Stande gebrachte Expedition fehlgeschlagen, dem Könige von Frankreich einige tausend Soldaten retten.

Leider kam er zu spät; eine brittische Brigg, die Befehl hatte, auf der Höhe von Ouessant zu kreuzen, nahm ihn auf und der Capitain theilte ihm mit, daß die Flotte bereits abwärts über die Mündung der Loire hinausgesteuert sei.

„So sind meine Landsleute verloren!“ hatte Puisaye mit tiefem Schmerz erwiedert und den Capitain gebeten, ihn nach der Halbinsel zurückzuführen. Als der brittische Flottenofficier hörte, warum es sich handelte, richtete er seinen Cours sogleich nach dem Meerbusen von Morbihan und an einem wundervollen Junimorgen war die Brigg im Angesicht der Halbinsel Quibéron.

„Heftiges Kanonenfeuer,“ sagte der Capitain zu Puisaye, der mit ihm auf dem Verdeck stand und die Küste durch sein Glas betrachtete. Man hörte in der Entfernung keinen Laut und Puisaye sah den brittischen Officier verwundert an.

„Sehen Sie den dünnen Rauch, antwortete der Britte auf Puisaye's fragenden Blick, „sehen

Sie, ein heller Tag, alle andern Küsten rein, auf dieser allein Rauch, Kanonenfeuer, Goddam!"

Der Kiel der Brigg rauschte durch die Wellen mit einer Schnelligkeit von zehn Faden in der Minute.

Puisaye vernahm erst das dumpfe Rollen der Kanonade, man kam näher, er hörte das Knattern des Gewehrfeuers, der scharfe Seewind „West-Nord-West," zerriß die Dampfwolken und trieb sie nach dem Lande zu, die ganze Schlachtlinie lag vor Puisayes Augen.

Das Herz drohte ihm zu zerspringen, das Schiff legte sich ganz nahe an die Küste, er sagte kein Wort, er sah die beiden herrlichen Regimenter d'Hector und de Dudresnay, fast ganz aus den Soldaten und Seeleuten der alten französischen Marine gebildet, zwei, drei Angriffe der Republikaner mit eben seemännischer Unerschütterlichkeit abschlagen.

Er sprach kein Wort, er sah das Kanonenfeuer der Republikaner furchtbare Lücken reißen, er sah Sombreuil zu Pferde hoch, wie einen Kriegsgott immer wieder seine Truppen anführen, er vernahm das todesmuthige „vive le roi!" und

seufzte. Da sieh! en avant, marche! Trompetengeschmetter, „vive la republique!“ und zwei Regimenter republicanischer Kavallerie sausen heran zum Angriff auf seine eben durchs Kanonenfeuer in Unordnung gerathenen Landsleute.

Er schloß die Augen, er wollte nichts mehr sehen!

„Fallt aufs Fallreep, legt um!“ donnerte der Spruch des brittischen Capitains neben ihm, „Feuer!“

Die Brigg schwankte einige Secunden, dann zitterte sie zusammen und die sechzehn Kanonen ihrer Leeseite spieen einen Hagel von Kartätschen in die republikanische Kavallerie.

Puisaye setzte sein Glas wieder an, der Dampf verflog, die republikanischen Dragoner und Lanciers, die den Angriff formirt hatten, preschten in wilder Unordnung zurück. „vive le roi!“ erscholl es aus den aufs Neue geschlossenen Reihen der Regimenter d'Hector und de Dudresnay.

Der Marquis drückte die Hand des brittischen Officiers.

Aber immer dichter wälzten sich die blauen Linien der Republikaner heran, immer lichter wur-

den die Reihen der Royalisten. Oberst d'Hervilly, der fast eine Stunde lang mit vier Bataillonen ein Feuer von vierzehn ausgehalten, stürzte im Handgemenge und der Tod befreite ihn von aller Verantwortlichkeit.

Jetzt brauste im Trabe eine schwere Batterie der Republikaner an den Strand, die Brigg gab eine letzte Salve, ehe sie gestellt wurde, dann setzte sie alle Segel bei und entfernte sich majestätisch vom Ufer, umsegelte die Spitze der Halbinsel und blieb zwischen der kleinen Insel Honal und der Spitze von Quibéron in See.

Kaum hatte sie ihre Stellung, in der sie von dem schweren Geschütz der Republikaner vernichtet worden wäre, verlassen, so richtete diese Batterie ihr Feuer auf die beiden schon erwähnten Regimenter und Hoche befahl dem Obersten Rozier seine Lanciers zu einem neuen Angriff zu formiren.

Eine halbe Stunde später — die beiden tapfern Regimenter waren vernichtet und der französischen Marine war eine Wunde geschlagen, die jetzt, nach fünfzig Jahren, noch nicht geheilt ist, so sehr sich auch Napoleon schon um ihre Heilung

bemühte. Seeleute kann man nicht dressiren wie Soldaten.

Die Schlacht war schon vorüber, nur einzelne Edelleute kämpften noch, sie suchten und fanden einen ehrenvollen Tod auf dem Boden ihres Vaterlandes. Der englische Flottenofficier schickte zwei Boote ans Land, Puisaye bestieg selbst eines derselben, er lud Sombreuil ein, sich zu retten. Der kühne, junge Mann antwortete: „ich bleibe, wo so viele tapfere Edelleute bleiben!"

Mit so viel Flüchtlingen, als sie fassen konnten, belastet, stießen die Boote vom Land und erreichten die Brigg, die sich nun unter Segel setzte, da ihre Position eine höchst gefährliche war.

Vereinzelt schlugen sich die Emigranten noch, namentlich wo Sombreuil stand war noch ein Kampf. Der alte Hoche trabte jetzt mit seinem Stabe heran, ein Wink und Roziers Lanciers warfen sich auf den letzten Widerstand leistenden Haufen. Lionel Deschamps drängte sein Pferd dicht an das des jungen Sombreuil, dieser tapfere Edelmann, bereits aus vier Wunden blutend, wehrte sich wie ein Verzweifelter, ein Hieb seines Schwertes spaltete den Tzacko des Lanciers bis auf

das Haupt und dieses Haupt selbst, das der Gräfin Marguerite so theuer war, wurde vermuthlich nur durch die Fülle seiner dichten Locken geschützt. Lionel warf jetzt sein Pferd herum und sein Säbelhieb machte den rechten Arm des königlichen Generals kampfunfähig, Sombreuil faßte die Klinge mit der Linken, aber nicht gewohnt, sie mit dieser Hand zu führen, oder auch durch den Blutverlust geschwächt, kurz Lionel schlug sie ihm aus der Hand, faßte ihn an der Schulter und rief ihm zu:

„Ergebt Euch, Ihr seid mein Gefangener!“

Hochaufathmend sah sich Sombreuil um, keiner der Seinigen mehr um ihn, bärtige Lanciers umringten ihn. Ohnmächtig sank er in die Arme seines Siegers.

In diesem Augenblick trabte Hoche mit seinem Stabe heran, sein Blick fiel auf Lionel Deschamps, wohlgefällig strich er sich den rothen Bart. „Das ist der General Sombreuil, den Ihr gefangen habt, Lieutenant!“ Lionel starrte in das bleiche Gesicht des Ohnmächtigen in seinen Armen.

Die Lanciers ordneten sich vor dem Obergeneral.

„Siebentes Lancierregiment der Republik!“ rief Hoche mit lauter Stimme, „ich sage Euch meinen Dank für diesen Tag, Ihr sollt von heute an „Lanciers von Quibéron“ heißen, Euch gehört zum großen Theil der Ruhm dieses Tages. Lieutenant, wie ist Euer Name?“

„Lionel Deschamps!“

„Lionel Deschamps, Ihr commandirt von heute an die erste Escadron der Lanciers von Quibéron; Escadronchef Deschamps, Ihr habt den General der Rebellen gefangen, ich werde Euch zum Ehrensäbel vorschlagen!“

Er nahm den Hut ab vor den Lanciers von Quibéron und ritt grüßend die Fronte hinunter.

Oberst Rozier umarmte gerührt seinen jungen Freund, seinen **cousin à la mode de Béarn.** „Marguerite!“ flüsterte er ihm zu. Der junge Escadronchef drückte dem alten Oberst die Hand.

Am andern Morgen berief Hoche ein Kriegsgericht und obgleich der Oberst Rozier, der General Dufresne und einige andere Officiere milder urtheilten, so wurde doch das Todesurtheil über 700 gefangene Emigranten, Sombreuil an der Spitze, ausgesprochen. Es waren fast lauter gediente

Marineofficiere, die in Amerika und Australien für Frankreichs Ruhm geblutet hatten.

Einige Tage später wurde das Bluturtheil vollzogen; Hoche ließ siebenhundert Franzosen erschießen, weil sie für ihren König die Waffen getragen.

Das sind die Folgen der Revolution. Die Emigranten starben wie Männer, die Standhaftigkeit ihres Sterbens löschte von ihren Namen die Schmach ihres unklugen Handelns.

So endete die berühmte Expedition der Emigranten auf Quiberon, von der die Royalisten so viel gehofft, die der Convent so viel gefürchtet. Hoche hatte Recht, ein furchtbarer, moralischer Schlag traf dadurch alle Freunde des Königthums im In- und Auslande; die royalistische Reaction hielt inne, zersplitterte sich und der Convent war Sieger.

Mehrere Tage später kam der Graf von Artois an, er kehrte wieder um, es war Alles verloren. Die englische Flotte, obgleich sie sich noch immer in drohender Haltung an den Küsten der Vendée zeigte, setzte ihre Armee nicht aus und begnügte sich, den Aufstand mit Munition zu unter-

stützen, die sie am 12. August bei St. Gilles ausschiffte.

Es war das letzte Mal, daß das Ausland den Royalismus thätig unterstützte, Hoche hatte nun Muße, seine Kräfte, er war Obergeneral von vier Armeen, gegen den Aufstand im Innern zu verwenden und sich den stolzen Namen eines **Pacificateur de la Vendée** zu erwerben. Der Aufstand in der Vendée wurde bis auf den letzten Mann ausgerottet. Marquis Charette und der wilde Stofflet fielen in die Hände des unerbittlichen Hoche, er ließ sie alsbald erschießen.

Nur im Morbihan konnte er nicht ganz Herr werden; de Tinteniac, Scepeaux, Tête=carrée und vorzüglich Georges Cadoudal, zeigten sich noch immer, wenn auch ihre Banden zehnmal vernichtet waren. Immer siegten die Republikaner; so oft sich diese Chefs der Chouannerie zeigten, so oft wurden sie geschlagen. Aber die immer Geschlagenen waren niemals ganz besiegt, ja im Jahre 1799 drang Georges Cadoudal noch einmal bis Versailles vor und das Jahr 1800 hätte leicht die Chouans in Paris sehen können.

Bonaparte erst erstickte den Aufstand gänzlich,

die aufgeriebenen Chefs nahmen seine Amnestie an und unterwarfen sich knirschend dem Consulat.

De Frottée war der letzte Chef, der den Kampf fortsetzte, er wurde gefangen und Marschall Brune ließ ihn erschießen. Nun war der Westen ruhig bis zum Jahre 1814.

Der Marquis von Puisaye, der alle seine Anstrengungen scheitern gesehen, lebte erst eine Zeit lang auf seinen Gütern in Amerika, dann kaufte er sich in der Nähe von London an. Er, der treueste Anhänger des französischen Königthums, genoß nichts von den Vortheilen der Restauration. Dem Königthum im Unglück hatte er seine Kräfte und sein Blut gewidmet, das Königthum im Glück brauchte ihn nicht und hatte ihn vergessen. Zu stolz zum Betteln lebte er von einer sehr mäßigen Pension, die ihm das brittische Ministerium gab. Die Britten hatten nicht vergessen, daß Puisaye eine Zeit lang ihr einziger Bundesgenosse gewesen in dem Kampf, den sie auf Leben und Tod mit der französischen Republik gekämpft. Der muthige Mann starb im hohen Alter, erst 1827 auf seinem Landgütchen bei London.

Es ist ein trauriger Vorwurf, der den achtzehnten Ludwig trifft, daß er nach seiner Restauration wenig daran dachte, die Männer zu belohnen, die während seiner, über zwanzigjährigen Verbannung für ihn geblutet, daß er nur die mit Gütern und Ehren überhäufte, die unthätig im Auslande dem Kampfe zugeschaut.

Nur wenige jener kühnen und muthigen Männer, die an der Spitze der Chouannerie gestanden, ernteten den Lohn ihrer Treue, ihrer hingebenden Aufopferung.

VI.

Der Anfang der Eintracht.

Reçois de cette amazone
Le noble prix de tes combats;
C'est Vénus qui te le donne
Sous la figure de Pallas. —
(*Voltaire.*)

Wir übergehen die nächsten Jahre nach der Landung von Quibéron, die letzten des achtzehnten Jahrhunderts und finden uns im dritten Jahre des neunzehnten zu Paris.

Dort hatte sich vieles geändert, der Convent war der royalistischen Reaction erlegen, diese der Mäßigung, unter der schlaffen Herrschaft des Directoriums war die Demokratie schlafen gegan=

gen. Der Soldat hatte das Directorium gestürzt und der kleine korsische Edelmann, umkränzt von in Aegypten und Italien gepflückten Lorbeeren, gebot als Bürger und erster Consul dem Reiche Ludwig des Vierzehnten. Frankreich, erschöpft von den Zuckungen der Revolution, legte sich zufrieden zur Ruhe, wie ein müder Wanderer nach einem beschwerlichen Wege. Was noch unruhig war im Lande, junge und alte Feuerköpfe, bekümmerten sich nicht um die Republik, sondern lagen bereits vor dem Altar einer Göttin. Man schwärmte nicht mehr für die Liberté und Egalité, sondern allein für die Gloire und ließ sich in fremden Landen massenweise opfern zur Ehre dieses neuen Götzen.

Der neue Bürgeroberconsul, der sein Siegerschwert über Frankreich als Scepter ausstreckte, war ein Edelmann von Geburt, die Aristocratie war ihm angeboren und wenn er auch im Anfang langsame Schritte machte, so schwanden doch nach und nach die republicanischen und democratischen Aeußerlichkeiten und wurden durch alte und neue aristocratische ersetzt.

Das Institut der Ehrenlegion, mit dem er einen neuen Adel zu schaffen gedachte, zeigte deut=

lich seine aristocratischen Absichten, aber er that noch mehr, er rief die alten Adeligen zurück und die Emigranten sahen sich sehr freundlich an dem Hofe des Bürgerconsuls aufgenommen, er vermischte alte und neue Geschlechter und suchte sich so eine Aristocratie zu schaffen, der nichts als ein fünfhundertjähriges Alter fehlte.

Auch mit der Kirche schloß die Republik Frieden und das Concordat vom 15. August 1801 sah die gallicanische Kirche mit neun Erzbisthümern und einundvierzig Bisthümern unter die äußere Herrschaft des Papstes zurückkehren.

Es war wieder eine Aristocratie und eine Hierarchie im Staate.

Wenige Jahre zuvor hätte es Niemand für möglich gehalten. Alles unterstützte den ersten Consul: die Gemäßigten, weil sie die Revolte satt hatten und sich der hergestellten Ordnung freuten, die Tollköpfe, weil er sie mit la Gloire und Ehrenlegionskreuzen fütterte, die Royalisten endlich, weil sie glaubten, der erste Consul studire Monks Rolle und wolle das alte Königshaus zurückführen. Sie täuschten sich alle, der erste Consul that gar nichts für Andere, er, der größte

Egoist, den das Jahrtausend vielleicht gesehn, that Alles für sich allein, zu seinem Ruhm und lächelte für sich, wenn er sah, daß sich die guten Franzosen freuten über den Abglanz seiner Größe, der auf sie zurückfiel.

Indeß muß man zugeben, daß sich unter dem Consulat und auch in den ersten Jahren des Kaiserreichs die Nation höchst glücklich fühlte. Ruhe, Ordnung, Sicherheit thut wohl nach so langen Kämpfen.

Der erste Consul und seine Regierung waren ungemein tolerant gegen Meinungen, nur Handlungen pflegte er zu richten. Aristocratische, royalistische Ansichten hatten unter dem Consulat bereits eine größere Freiheit als die republicanischen, obgleich man noch von der Republik Frankreich sprach.

Der große Feldherr, der alte Edelmann, war Monarchist und Aristokrat, es lag in der Natur der Sache, daß er die Republikaner nicht liebte.

So sehr er seinen neuen Säbeladel auf dem Schlachtfelde liebte, in den Tuilerien sah er, schon als Consul, die Adeligen der alten Monarchie lieber.

In einem der, jetzt wieder zu neuem Leben erwachenden, Hotels des Faubourg St. Germain, das spaßhaft beinahe noch immer Vorstadt heißt, obgleich es seit Jahrhunderten fast in der Mitte der Stadt Paris liegt, finden wir an einem Winterabend im Jahre 1803 eine Gesellschaft versammelt.

Da sitzt an der linken Ecke des Sopha's, dem Ehrenplatz, die Frau vom Hause, eine junge Dame, die wir nach ihren jugendlichen, süßen Zügen für ein Mädchen halten würden, wenn nicht die Fülle ihrer Formen uns anzeigte, daß wir eine Frau vor uns haben, die sich in denjenigen gesegneten Umständen befindet, welche eine glückliche Ehe zu einem seligen Verhältniß machen. Das feine Gesichtchen der Dame ist uns nicht unbekannt, es gehört der schönen Blanche, die einst Fräulein von Gontaut war, aber jetzt die glückliche Gemahlin eines Lusignans ist.

Neben ihr hat die Frau Marquise von Lescure Platz genommen, die sich seitwärts zu einem Manne hinüberbeugt, der sich ihrem fröhlichen Geplauder mit einer zärtlichen Aufmerksamkeit hingiebt. Wir haben die muthige Marquise seit zehn Jahren nicht gesehen, aber sie ist unverändert, ihre

Augen strahlen noch eben so hell heute, wie vor zehn Jahren zu Saumur, als Frau von Clissen ihre Leidensgeschichte erzählte. Die Liebe hat sie wieder jung gemacht, sie heißt schon seit einigen Jahren Marquise von Larochejacquelein, der neben ihr sitzende Herr ist ihr Gemahl, der Marquis Louis, des großen Grafen Bruder. Dieses glückliche Paar erfreut sich bereits zahlreicher Nachkommenschaft, drei Söhne sind bereits da, um den berühmten Namen der Vergers von Larochejacquelein fortzupflanzen.

Man sieht, es ist bereits viel alter Adel nach Paris zurückgekehrt.

Wenden wir uns zu den übrigen Personen des Cirkels, die in Gruppen zerstreut den Salon füllen, so bemerken wir zuerst zwei Männer in der Uniform der Republik, der eine von ihnen trägt Generalsuniform, es ist der alte Rozier, den die Säbel der Mamelucken zwar untüchtig zu weiterem Dienst, aber doch nicht unfähig zum Leben gemacht haben, er unterredet sich sehr eifrig mit dem alten Baron Breteuil, der mit erneuter Hoffnung fürs Königthum nach Paris gekommen, allmählig zu begreifen anfängt, daß Napoleon Bonaparte schwer=

lich eine Restauration der Bourbons bezwecke. Er hat sich resignirt, er wünscht die Rückkehr der Bourbonen, aber er beschränkt sich auf Wünsche, das Alter hemmt endlich seine Thätigkeit.

Die Frau von Larochejacquelein wendet sich an Blanche:

„Wer ist der kleine Herr dort, liebe Freundin, mit den tiefliegenden durchdringenden Augen, dem unordentlichen Halstuch, den wirren Locken und den weißen Händen, der so eifrig mit seinem Stöckchen spielt und der aufmerksame Zuhörer unserer Freundin Marguerite von Maulevrier seit einer Viertelstunde beinahe ist?"

Blanche schaute hin und sagte dann:

„Sie kennen ihn nicht? er hat doch lange in England geschmachtet, der Mann ist Soldat, Dichter, Diplomat, Reisender, Philosoph — kurz Alles mögliche, was Sie wollen — neulich hat er uns eine wundervolle Dichtung mitgetheilt, er ist gegenwärtig einer der Redacteure des mercure français" —

Die Marquise lachte. „Alles schön, liebe Freundin, aber sein Name, wie heißt er?"

Blanche erröthete und sagte: „Es ist ein Landsmann von mir!“

„Aber sein Name, liebe Freundin!“

„Ich habe ihn vergessen!“ gestand die hoffnungsvolle Mutter.

Die Marquise lachte fröhlich und Blanche stimmte ein. Marguerite wendete sich nach ihren Freundinnen um, ernst aber freundlich erkundigte sie sich nach der Ursache ihrer Heiterkeit und der bezeichnete Herr trat mit ihr an den Sopha.

„Mein Herr,“ wendete sich die Marquise an den Gegenstand ihres Gesprächs, „hier sitzt eine Landsmännin von Ihnen, die mir seit einer Viertelstunde ihre Verdienste und Eigenschaften aufzählt.“ —

Der kleine Mann verbeugte sich mit verbindlichem Lächeln gegen die Frau vom Hause.

„Und als ich nach Ihrem Namen frage, Sie müssen einer Frau diese Neugierde zu gut halten, hat sie ihn vergessen, ist das nicht köstlich?“

„Mein Gott,“ rief Blanche, „liebe Freundin, Sie blamiren mich!“

„Meine Damen,“ nahm der kleine Herr, seine dunkeln Locken aus der hohen Stirn streichend, mit

klingender Stimme das Wort, „ich bin entzückt, der Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit gewesen zu sein, wenn auch nur auf kurze Zeit, denn die Aufzählung meiner Verdienste kann nicht lange gedauert haben, mein Name ist jetzt sehr unbedeutend, einst war er hochberühmt in Frankreich durch eine Dame, und ich hoffe," setzte er selbstbewußt hinzu, „Frankreich wird ihn behalten, auch wenn ich todt bin lange — ich heiße Chateaubriand!"

Es lag keine Eitelkeit, nicht die geringste Anmaßung in der Rede des großen Dichters aus Combourg, es war nur Selbstbewußtsein in seinen Worten. Chateaubriand war schon damals ein gefeierter Name, er hatte schon Amerika durchreist, Atala und René entzückten schon Frankreich, als Redacteur des **mercure français** war er schon ein Literat von größter Bedeutung, man wußte schon, was man an Chateaubriand hatte, aber man erwartete noch Größeres von ihm.

Die Marquise stand auf und verbeugte sich vor ihm, er küßte galant ihre Hand und sprach einige freundliche Worte mit unserer Blanche, die ziemlich verwirrt war.

„Theure Landsmännin," sagte er, „was thut mein Name, es ist Ehre, hohe Ehre für mich, daß Sie meiner geringen poetischen Leistungen freundlich gedacht; denken Sie doch, als ich neulich durch meine Vaterstadt Combourg komme, fragt man mich, was ich sei. Was sollte ich antworten. Ein alter Lehrer von mir sagte kurz:

„Sehen Sie, August, daß nichts aus Ihnen geworden ist, ich habe es Ihnen oft gesagt, wenn Sie dasaßen und träumten, anstatt auf mich zu hören!"

Die ganze Gesellschaft lachte.

„Sehen Sie, ich war der Prophet im Vaterland, man wußte nichts von meinen Reisen, man hatte keins meiner Bücher gelesen, ich war weder Geistlicher noch Advokat, nicht einmal Soldat, und das Letztere hätte mir doch kein Ansehen gegeben, denn ich war 1791 unter Condé nur gemeiner Grenadier und kämpfte mit einer Flinte ohne Schloß!"

Die Gesellschaft sammelte sich um den berühmten Dichter, allgemeine Heiterkeit herrschte, denn wirklich hatte der edle Vicomte aus Liebe zum Königthum als Gemeiner gefochten und das Schloß

seiner schlechten Flinte war beim ersten Schuß abgesprungen, hatte ihn selbst verwundet, er erhielt keine andere und trug die ganze Campagne über eine Musquete ohne Schloß.

„Also," schloß er seine Rede, „ich war in den Augen meiner guten bretagnischen Landsleute in Combourg ein completer Taugenichts. Hatte es doch mein alter Lehrer prophezeit!"

Das Gespräch theilte sich wieder. Man theilte Tagesneuigkeiten mit, glossirte die Handlungen des ersten Consuls und bekrittelte die neue Haube der Madame Josephine. Junge Militairs, der untersten Volksklasse entsprossen, conversirten mit Gräfinnen, deren Stammbäume bis zu den Paladinen Karls des Großen reichten. Alte Hofchargen, noch von Ludwig XV. her, machten den hübschen Bürgerinnen die Cour, die zum Cirkel der Frau des ersten Consuls gehörten. Kurz es war keine melée, wie sich der alte Hofadel ausgedrückt haben würde, sondern eine ralliée, wie sie damals allgemein waren in Paris.

Der alte Adel, aus der Verbannung heimgekehrt, freute sich der Heimath und sah nachsichtig auf die vielen Emporkömmlinge, diese dagegen

beneideten den alten Adel nicht, weil er, außer seinem Alterthum, das man ihm doch nicht nehmen konnte, nichts hatte, um das man ihn hätte beneiden können, aber sie drängten sich zahlreich in seine Gesellschaften, einmal, weil wirklich der gute, alte, französische **bon ton** sich darin erhalten hatte, dann aber auch, weil es Allen an und für sich schmeichelte, neben den Abkömmlingen der alten, stolzen Seigneurie zu sitzen.

Drei Männer im Salon schienen ein gewisses **reserve** zu beobachten, das indeß bei zweien von ihnen so fein war, daß ein aufmerksamer Beobachter dazu gehörte, um es zu bemerken. Der dritte dieser Männer legte es ungescheut an den Tag, wie sehr er sich in diesem **cercle rallié** mißfallen, er vermied die alten Adeligen und sprach nur mit Republikanern.

Chateaubriand hatte sich neben dem jungen Marquis von Larochejacquelein niedergesetzt.

„Sehen Sie diese Gesellschaft," sprach er leise, „ist der erste Consul nicht ein großer Mann, diese verschiedenen Elemente, er wirft sie zusammen und bringt sie in Fluß, es muß eine Masse werden, ein Ganzes, das alte, edle Gold des Adels,

das störrische Kupfer des dritten Standes, es wird ein Metall" —

„Und er schlägt es platt zu Messing!" warf Larochejacquelein dem großen Dichter ein, der damals gleich allen bedeutenden Geistern für Bonaparte schwärmte. Chateaubriand lächelte.

„Was thut es? wenn er nur nachher ein großes, tüchtiges Ganzes daraus macht!"

„Ich glaube, der erste Consul, der indeß auch nach meinem Dafürhalten ein großer Mann ist, wird bei seiner Arbeit auf Metalle stoßen, die sich nicht in Fluß bringen lassen, die sich niemals veralgamiren, sehen Sie da, da steigt ein solches Metallstück auf zwei Beinen umher, sehen Sie, wie vorsichtig er jedem Adeligen ausweicht, es ist der alte Carnot, der die Republik durch das levée en masse rettete!"

„Ein tüchtiger Mann," antwortete Chateaubriand, „ein hartes Stück Metall, wir wollen sehn, ob es der Bonaparte nicht in Fluß zu bringen versteht!"

„Und sehen Sie hier, Vicomte," fuhr der Marquis fort, „meinen alten Vetter, den ehemaligen Grandprior von Malta, und meinen jungen Vetter, den Baron de Ventadour, wie vorsichtig

beide jede Berührung mit den **roturiers**, mit den **gentilshommes bourgeoises** vermeiden, glauben Sie mir, der erste Consul wird die alten Republikaner eher, als die alten Seigneurs gewinnen, glauben Sie mir, die Seigneurie wird ihn einst wegwerfen, wie eine ausgequetschte Citrone. Der erste Consul ist ein Mann des Volks, er macht einen Fehler uns alte Seigneurs an sich zu ziehen, er wird über kurz oder lang deshalb mit dem Volke zerfallen und dennoch an uns keine Stütze finden. Die Bourbonen bleiben doch unsere rechtmäßigen Herrscher, die Geschichte Frankreichs gehört ausschließlich dem Königthum und dem Adel, das Volk hat erst eine Geschichte seit zehn Jahren. —

Chateaubriand spielte mit seinem Stöckchen und antwortete nicht. Der Marquis fuhr fort:

„Ich verdamme die Republikaner nicht, aber ich kann nicht lassen von den Bourbons, was ist ihre Ansicht, Viconte, Sie sind für das Königthum?"

Chateaubriand fuhr auf, er sah mit seinen leuchtenden Augen den Marquis durchdringend an, dann sagte er ganz leise:

„Mein lieber Marquis, als ich jung war,

schwärmte ich für die Republik, die Republik ist das Schönste, was ich mir denken kann, aber sie ist unmöglich, darum bin ich mit vollster Ueberzeugung Monarchist und aus Pflicht Bourbonist. Da haben Sie mein Glaubensbekenntniß!"

„Und jetzt?" fragte Larochejacquelein.

„Jetzt, mein Lieber, für jetzt baue ich große Hoffnung auf Bonaparte, wir werden erst die Monarchie wieder haben und dann die Bourbonen!"

Als der Dichter das gesagt, grüßte er höflich und entfernte sich aus dem Salon der Frau von Lusignan. Der Marquis sah ihm staunend nach. „Er hat Recht!" murmelte er und reichte seiner Frau die Hand, um sie nach Hause zu führen.

Der Salon wurde jetzt leer und Herr von Lusignan, ein Mann in seinen besten Jahren, dessen Häßlichkeit durch ein geistreiches Auge und feine Manieren verschönt wurde, nahte sich seiner jungen Gemahlin und bat sie, mit zarter Rücksicht auf ihren Zustand, sich zu entfernen. Lächelnd gab die liebenswürdige Blanche der zärtlichen Sorgfalt ihres Gemahls nach und ihre Entfernung war das Signal zum Abschied auch für die letzten Besucher. Herr von Clerembaut, einst Großprior von Malta,

Baron Ventadour, Baron Breteuil, General Rozier und Herr von Lusignan, waren die Herren, Marguerite von Maulevrier die einzige Dame, welche zurückblieb.

Unsere Heldin ist nicht mehr die stolze, schroffe Kriegerin der Vendée, sie hat das rauhe Wesen der Chouannerie längst abgelegt, sie ist jetzt eine, wenn auch immer ernste, so doch vollkommen weibliche Erscheinung. Ihr Auge hat seinen stolzen Blick nicht verloren, aber ihre Züge sind weicher, ihre Farbe bleicher geworden, ihre Bewegungen sind sicher, aber man sieht es dieser Sicherheit nicht an, daß sie auf den blutgedrängten Feldern des westlichen Frankreichs erworben, man könnte sie eben so gut der Salongewohnheit zuschreiben.

Verwundert sieht sie jetzt den Großprior von Malta, der ein weitläuftiger Verwandter von ihr ist, feierlich auf sich zuschreiten. Sie hat keine Ahnung von dem, was man vorhat mit ihr. Der Großprior ergreift Margueritens Hand, räuspert sich einige Male und beginnt dann:

„Meine theure Cousine von Maulevrier, Sie wissen, daß ich Ihr einziger Verwandter bin, den Ihnen diese schreckliche Revolution gelassen?“

„So viel ich weiß, ja, Vetter von Clérembaut!“ entgegnete Marguerite einfach.

Nun denn, theure Cousine von Maulevrier, sintemal Sie der einzige übrige Sprosse des uraltedeln Hauses der Maulevrier sind, haben Sie die Verpflichtung, das berühmte Blut dieses Hauses nicht untergehen zu lassen, sondern Sie müssen es vermählen mit einem ebenso edeln, damit die edeln Geschlechter Frankreichs nicht erlöschen. Erkennen Sie meine Cousine von Maulevrier, erkennen Sie das als Ihre erste Pflicht!“

Marguerite sah den alten Malteser verwundert an, dieser fuhr fort:

„In Ermangelung näherer Verwandten nun hat sich unser beiderseitiger Vetter, der hier gegenwärtige sehr mächtige und sehr edle Seigneur Pierre-Dieudonné von Angennes, Baron von Ventadour und erblicher Vorstand der Stände von Guyenne an mich gewendet und mich gebeten, ziemender Maßen für ihn zu werben um die Hand der sehr edeln Marguerite Flora Louise von Romper, Gräfin von Maulevrier, welches hiermit in aller Form geschieht!“

Marguerite hatte nicht Zeit zu antworten,

der Baron von Ventadour trat vor, beugte mit ritterlichem, nicht theatralischem, Anstande sein rechtes Knie und die Hand der Gräfin an seine Lippen ziehend, fragte er, ob er hoffen dürfe!

Marguerite erröthete tief, sie sah bald den vor ihr knieenden Baron, bald die Anwesenden an, sie gewahrte in allen Gesichtern die unzweideutigsten Zeichen der Billigung nur der alte Rozier schaute sie mit einem ängstlich fragenden Blicke an Der Entschluß der Jungfrau war gefaßt, sie hob den knieenden erblichen Vorstand der Stände von Guyenne auf und sagte freundlich:

„Ihr Antrag, mein Vetter von Ventadour ehrt mich hoch, und Ihnen, mein Vetter von Clerembaut, bin ich für ihre Vermittelung sehr verbunden, aber, da ich meinen Vetter hier erst seit drei Wochen zu kennen die Ehre habe und keine Ahnung bis diese Minute davon hatte, daß er die Hand seiner armen Cousine begehren könnte, so werden Sie alle es billig finden, daß ich erst mit meinem Herzen und mit meiner Freundin, Frau von Lusignan, die sich durch ihre thätige Freundschaft Verwandtenrechte auf mein Vertrauen erworben hat, zu Rathe gehe und sie bitte, sich

in acht Tagen eine entscheidende Antwort zu holen!"

Baron Ventadour küßte dankbar Margueritens Hand, allerseits fand man das Begehren so billig, so in der Ordnung, und man dachte so wenig an eine abschlägliche Entscheidung, daß der Großprior sagte:

„Meine Cousine von Maulevrier, Sie reden so verständig, und ich erkläre Ihnen hiermit im Namen Ihrer ganzen Familie, die ich jetzt leider allein repräsentire, daß Ihre Entscheidung unsere vollständige Billigung haben wird!"

Die Herren empfahlen sich jetzt, alle waren erfreut, Herr von Ventadour aber aus einem ganz andern Grunde als der alte Rozier und dennoch war Margueritens Entgegnung auf den Antrag die Veranlassung für alle Beide.

Marguerite eilte nun sogleich in das Schlafzimmer ihrer Freundin Blanche, die sich entkleidet hatte und sich eben niederlegte. Marguerite setzte sich auf ein Tabouret neben dem Bette und theilte ihr hastig die eben geschilderte Scene mit.

„Und Lionel Deschamps!" fragte Blanche gespannt, sie hatte dem jungen Officier versprochen,

seiner bei Margueriten freundlich zu gedenken und eine solche Bitte schlägt keine Frau einem hübschen jungen Mann ab. Junge Frauen, sobald sie verheirathet sind, verheirathen auch ihre Freundinnen gern; es giebt ja so viele eheliche Vorkommnisse, die man nur einer ebenfalls verheiratheten Freundin mittheilt.

„Und Lionel Deschamps?“ wiederholte Marguerite fragend, „sollte er mich hindern, meinen Vetter zu heirathen? habe ich ihm Versprechungen gemacht?“

„Directe, nein,“ sagte Blanche, „aber indirecte genug, Du hast die Betheurungen seiner Liebe angehört und ihn nicht fortgeschickt, das ist schon Versprechen genug und dann, was willst Du, hast Du mir nicht zehn, zwanzig Mal gestanden, daß Du ihn liebtest?“

„Ich liebe ihn, es ist wahr,“ sagte Marguerite sinnend, „aber werde ich ihn deshalb heirathen müssen?“

Blanche lachte.

„Du lachst, kleine Freundin“ sagte Marguerite ernst, „hast Du mir nicht vor Deiner Hochzeit gesagt, daß Du Herrn von Lusignan nicht

liebtest, und sehe ich nicht, daß Du ganz glücklich mit einem Mann lebst, den Du nicht liebst?"

„Kind," sagte Blanche altklug mit der angenommenen Superiorität einer jungen Ehefrau, „das verstehst Du nicht; ich fand meinen Gemahl vor der Hochzeit edel und gut, ich glaubte als seine Frau glücklich zu werden, ich bin es geworden und darum liebe ich ihn jetzt!"

„Nun ist mein Vetter Ventadour nicht edel, nicht gut? weißt Du etwas Böses von ihm?" fragte die Gräfin.

„Nein, nein," entgegnete Blanche, „aber Du verkennst Deine Stellung, Du willst sie mit der meinigen vergleichen und sie ist in der That eine ganz andere. Ich trug keine Liebe im Herzen, ich gab meinem Gemahl eine freie Hand und ein freies Herz, Du aber liebst und zwar Lionel Deschamps, Du bringst Deinem Gemahl vielleicht eine freie Hand, aber kein freies Herz und je besser und edler Ventadour ist, desto weniger verdient er von Dir getäuscht zu werden!"

„Es ist wahr," sagte Marguerite, „diese Täuschung verdient mein Vetter nicht und sie wäre

meiner unwürdig, aber wenn ich ihm Alles sagte und er dennoch meine Hand annähme?"

„So wäre er Deiner nicht werth," versetzte Blanche eifrig, „ein Mann, der ein Mädchen heirathet ohne dessen Herz, wird seine Gemahlin in allen Fällen unglücklich machen — und dann denke doch, Marguerite, Deschamps käme zurück, sein Schmerz, seine Verzweiflung, Deine Lage, Du müßtest ihn sehen, ihn, den Du liebst und könntest ihm nichts sein, nicht einmal Freundin, denn das wäre gefährlich bei Eurer Leidenschaft für einander. Hast Du denn niemals den Wunsch gehabt, dem Manne, den Du liebst, Lionel, ganz anzugehören, ihm das Leben zu verschönen, ihm Alles zu sein?"

Marguerite sah ihre Freundin an, erst nach einer Pause antwortete sie: „Was willst Du? es wäre mein einziger Wunsch, dem Manne meiner Liebe anzugehören, aber ich kann nicht, niemals — mir ist Alles an seiner Achtung gelegen, ich könnte ihm Alles opfern, ich liebe ihn, aber ich kann seine Gemahlin nie sein!"

„Aber Freundin," staunte Blanche, „was ist Dir? warum nicht?"

„Meine Ahnen fochten im ersten Kreuzzuge,

schlugen die Schlachten des Königs, saßen in seinem Rath, standen an seinem Throne, ich bin die Tochter von hundert Rittern und er?" —

„Er," fiel ihr Blanche ins Wort, „er ist selbst ein Ritter, der vielleicht an Muth und Tapferkeit, an edler Sitte und Großmuth keinem Deiner Ahnen nachgiebt!" —

„Niemand erkennt das besser als ich," sagte Marguerite traurig, „ich liebe ihn ja!"

„Du liebst ihn nicht," entgegnete Blanche, „ein trauriges Vorurtheil hindert Dich, ihm Deine Hand zu reichen, ein Vorurtheil trennt Eure Herzen, die für einander bestimmt sind; wenn Du ihn liebtest, würdest Du Dein Herz, aber nicht Deine Ahnenliste zu Rathe ziehen?"

„Blanche, ich liebe ihn, so wahr Gott lebt, mit aller Kraft meiner Seele!"

Die junge Frau richtete sich im Bett auf, faßte die Hand ihrer Freundin, zog sie zu sich an ihre Brust und sagte leise:

„Armes Kind, wenn das ist und Du doch das Vorurtheil nicht überwinden kannst, dann bedaure ich Dich von ganzem Herzen!"

Marguerite, die einst so stolze, feste Marguerite, weinte wie ein Kind an der Brust ihrer Freundin.

So ist der Mensch, selbst der bessere, sein Glück, seine Liebe, alles opfert er dem Moloch Vorurtheil.

Was ist das nun? Marguerite gehörte gewiß zu den Bessern ihres Geschlechts, wir sahen sie muthig eine Leidenschaft für den großen Grafen von Larochejacquelein in ihre Brust verschließen, wir sahen sie schreiten ohne Zittern über die Leichenfelder der Vendée, ohne feige Verzweiflung Vater, Großvater, den Geliebten, die ganze Familie betrauern, wir wissen, daß sie in den ersten Reihen der Chouannerie muthig wie ein Held gefochten — und nun, nun sie wirklich liebt und wieder geliebt wird, ist dieses stolze, feste, kühne, weibliche Wesen nicht im Stande, ein Vorurtheil zu bekämpfen, ein Vorurtheil, das damals in Frankreich gesetzlich verboten war, denn es existirte kein Adel, dem Namen nach, im Lande.

Marguerite, die Jungfrau, konnte zum Manne werden durch die Zeit, Marguerite, die Royalistin, konnte die Freundschaft eines Republikaners begehren, konnte einen Republikaner lieben, aber die

Gräfin konnte sich nicht entschließen, einem Manne, den sie heiß liebte, der durch seine Stellung als Generalofficier in der Armee auch unter dem alten Königthume Adelscharakter gehabt haben würde, ihre Hand zu geben, weil er bürgerlicher Herkunft war.

Das Geschlechtsvorurtheil überwand sie, das politische schwand, aber das Standesvorurtheil trotzte allem Einfluß, selbst dem der Liebe siegreich.

Wo ein alter Adel noch mit allen Feudalrechten und Pflichten versehen, mit Wappenschild und Rittersporn um den Thron eines Feudalfürsten steht, da verdient das Standesvorurtheil eine Entschuldigung, wo das aber nicht mehr der Fall ist, da wird das Standesvorurtheil zu verdammenswerthen Thorheit.

„Das Weib hat an und für sich keinen Adel, sie hat nur den ihres Mannes!“ so lautet der Wahlspruch der stolzesten Aristocratie Europa's, der brittischen, dieser Wahlspruch sichert ihr ein langes Leben, es kommt immer wieder frisches Blut hinein und wir sahen vor Kurzem eine Schauspielerin, ausgezeichnet als Künstlerin, ausgezeichneter als Weib, zur Herzogin von St. Albans

werden und ihren Sitz unter den Peeresses der drei Königreiche nehmen, ohne daß tadelnde Stimmen laut geworden wären. Und so ists schön! „Alle wahren Frauen sind von einem unmittelbaren, göttlichen Adel,“ sagt ein deutscher Schriftsteller, „darum kann der älteste Fürst des heil. röm. Reichs deutscher Nation ohne Bedenken eine edle Frau, weß Standes sie auch sein mag, neben sich auf seinen Thron setzen und er wird keine sogenannte Mesalliance geschlossen haben.“

Auch er hat Recht.

Marguerite war zu aufgeregt am heutigen Abend, als daß die gute Blanche hätte hoffen können, mit Vernunftgründen durchzudringen, darum weinte sie, ächt weiblich, erst eine Weile mit ihrer Freundin, dann ließ sie sich das Versprechen von ihr geben, nichts ohne sie zu beschließen und entließ sie mit einer schwesterlichen Umarmung.

Obgleich es schon sehr spät war, so klingelte Blanche dennoch ihrer **fille de chambre**, ließ sich ihr Pult aufs Bette setzen und schrieb einen kurzen aber eindringlichen Brief an Lionel Deschamps, den sie noch in der Nacht durch eine Staffette be-

sorgen ließ. Blanche verlangte in diesem Brief Lionels Anwesenheit in Paris. Sie hatte Recht, denn die Gegenwart des Geliebten ist von großer Bedeutung, wenn die Geliebte im Begriff steht, nicht die Liebe zu ihm zu opfern, wohl aber ihm alle Hoffnung auf ihren einstigen Besitz zu nehmen.

Wir erwähnen nur noch, daß der Großprior von Clérembaut seinen Vetter mit dem Voltaire'schen Verse entließ:

„Die Hand der stolzen Amazone
Reicht Dir hold den Siegerkranz,
Du knieest an der Liebe Throne,
Vor Venus in der Pallas Glanz!"

Man sieht, daß die beiden Vetter der frohen Hoffnung lebten, Marguerite werde „Ja" sagen; sie dachten an keine abschlägliche Antwort.

VII.

Die Verschwörung Pichegru's und Cadoudals.

„on entend: Bas les armes,
à la fuite, à lamort, combattons, tout périt,
Allah, San Germano, Mahomet, Jésus-Christ!“
(*Voltaire.*)

Der Frieden von Amiens zwischen der französischen Republik und Seiner brittischen Majestät wurde geschlossen wie so viele andere, nicht weil man wirklich den Frieden wollte, sondern weil beide Theile einige Zeit Ruhe brauchten, um sich zu neuem Kampf zu rüsten.

Englands Lage und seine Interessen mußten schon an und für sich einen Bruch herbeiführen, Bona=

parte beschleunigte ihn durch die Vereinigung der Insel Elba, Piemonts und Parma's mit der französischen Republik. Auch Bonaparte konnte den Frieden nicht gewollt haben, denn er bedurfte Ruhm und zwar ziemlich viel für sich allein und seine dreißig Millionen Franzosen. Bittere Noten gingen dem Kriege vorher und am 25. Floreal des Jahres IX., das ist, am 13. Mai 1803 verließ Lord Witworth, der brittische Gesandte in Paris, diese Stadt und schon am 26. Mai dieses Jahres besetzten französische Truppen, ohne das alterschwache, heilige römische Reich nur zu fragen, das Churfürstenthum Hannover.

Der Krieg war ausgebrochen.

Diesen Zeitpunkt hielten die Anhänger der Bourbonen für günstig zu einem Schlage gegen den Oberconsul. Sie zettelten in London eine Verschwörung an, die wirklich auf ziemlich sichern Voraussetzungen begründet sein mußte, denn sonst wäre es unglaublich gewesen, daß zwei Männer von erprobtem Scharfsinn, General Pichegru und Georges Cadoudal, sich hätten zur Leitung derselben entschließen können.

Georges Cadoudal und Pichegru kamen gegen Ende des Jahres 1803 heimlich nach Paris und suchten ihren kühnen, finstern Plan ins Werk zu setzen.

In der **Rue neuve des petits champs**, unfern des **Palais royal**, lag damals, und vielleicht noch heute, ein kleines Haus, das im Jahr 1803 wenig besucht wurde von den glühenden Anhängern des ersten Consuls, aber dennoch oft eine zahlreiche Gesellschaft in seinen engen Räumen versammelte. Man traf dort auf zwei schroffe Gegensätze, die Bonaparte mit aller seiner Kraft nicht zu vereinigen vermochte, die aber einen Vereinigungspunkt fanden in dem Haß gegen seine Person, in der Unzufriedenheit mit seiner Regierung.

In dem kleinen Hause sah man die alten Generale der Republik, deren Ruhmessterne erbli=chen waren vor dem Glanz des Gestirns von Aegypten und Marengo, die alten Deputirten der Republik, die Napoleon am 18. Brümaire mit den Bajonetten seiner Grenadiere von ihren curulischen Sitzen geworfen, endlich aber auch die Ritter des Königthums, die sich unter Condé und Braun=schweig traurige Lorbeern gepflückt auf Kosten ihres

Vaterlandes, alte, aus der Emigration zurückgekehrte Edelleute, die auf Bonaparte gerechnet und sich betrogen gefunden.

An dem Abende indeß, von dem wir jetzt reden, war keine Gesellschaft in dem kleinen Hause. Ein schöner Mann, im kräftigsten Alter stehend, mit feurigen Augen und einem dichten Bart von schwarzer Farbe, es ist der Hausherr, spielt mit zwei lebensfrischen Knaben, während eine kleine, runde, elegante Frau mit frischen Lippen und hellen Augen ein kleines Mädchen in den Anfangsgründen der edeln Strickkunst unterrichtet.

Eine hohe Lampe erhellt dieses freundliche Gemälde häuslichen Glückes und stillen Familienfriedens und zeigt die einfache aber bequeme Einrichtung einer damaligen französischen Kinderstube.

Ein Diener tritt herein und meldet, es seien zwei Herren draußen, die den Herrn General zu sprechen wünschten. Der Hausherr wollte sich erheben, die Gattin aber legte ihre Hand auf seinen Arm und sagte freundlich:

„Laß sie hier eintreten, es ist unser Empfangtag nicht, mit Freunden also macht man keine Umstände!“

Auf einen Wink des Hausherrn entfernte sich der Diener und öffnete zwei Männern die Thür, die in dunkle Mäntel gehüllt eintraten. Der General erhob sich, eben so seine Frau.

„Jetzt ließ der Vorderste der beiden Männer seinen Mantel fallen und stand in ganzer Gestalt vor dem General, der einen Schritt herantrat und staunend in das lange, blasse Gesicht blickte, dessen Bläſſe durch einen schwarzen Bart noch gehoben wurde; mit stechendem Blick hafteten die Augen des Fremden auf dem General. Dieser sammelte sich endlich.

„Dein Geist, oder Du selbst, Bruder Pichegru!" rief er und warf sich an die Brust des Freundes.

„Ich bin es selbst, Moreau!" antwortete dieser, des Waffenbruders Umarmung herzlich erwiedernd.

Die Leser wissen nun den Namen des Generals. Es war der große Moreau, der Sieger von Hohenlinden, der erste Feldherr der Republik, ein Kriegskünstler ohne Gleichen, der Einzige auf der Erde, dem Bonaparte die Ehre anthat, ihn für seinen Nebenbuhler zu halten. Es war Moreau, der, wenn er auch Napoleon nicht an Feldherrntalent übertraf, so ihm doch gewiß gewachsen war

und durch Kunst und kleine Corps oft dasselbe Resultat erreichte, wie Napoleon durch Energie und gewaltige Massen.

„Ich stelle Dir hier einen Mann vor,“ sagte Pichegru nach den ersten Begrüßungen, „dessen eifrigster Wunsch seit langer Zeit war, die Bekanntschaft des Siegers von Hohenlinden zu machen, er kommt vertrauensvoll zu Dir, denn sein Name hat einen bösen Klang jetzt in den Tuilerien, es ist Georges Cadoudal!“

Moreau staunte wohl etwas, da er indeß schon seit langer Zeit gewohnt war, Royalisten bei sich zu sehen, so reichte er dem erwähnten Chef der Chouannerie ohne Zögern seine Hand und stellte ihn seiner Frau vor.

Diese kleine, hübsche Frau, die eine unbegrenzte Gewalt über ihren Mann hatte, machte mit großer Freude die Bekanntschaft des Chouans, denn einer alten adeligen Familie entsprossen, hing sie mit einer capriciösen Hartnäckigkeit, die sonst nicht in ihrem durchaus milden Wesen lag, an dem vertriebenen Königshause. Sie war stolzer darauf, daß der Prinz Lambesc, ein Abkömmling der Guisen, der als östreichischer Feldmarschall starb,

sie aus der Taufe gehoben, als auf den Sieg ihres Gemahls bei Hohenlinden, wo vielleicht ihr Pathe Prinz gegen ihn gefochten. Cadoudal hatte mit jenem Scharfblick, den das lange und bewegte Leben ihm gegeben, bald diese liebenswürdige Dame durchschaut und erkannt, von welchem Vortheil es für seinen Plan sei, diese Frau zu gewinnen. Pichegru's Absicht bei diesem Besuch war Moreau zu gewinnen, Cadoudal erkannte, daß das am Leichtesten durch seine Frau geschehen könnte und ließ sie, so weit es ihm nützlich schien, in seine Karten blicken.

Während Pichegru sich bei Moreau nach dem Stand der Dinge in Paris erkundigte, ihn ausfragte über die verschiedenen Parteien, theilte Cadoudal der Generalin mit, daß jetzt eifriger als je an der Restauration der alten Monarchie gearbeitet werde und erregte dadurch die höchste Freude des jungen Weibes. „Wenn," schloß Cadoudal seine vertrauliche Mittheilung, „nur einige hochstehende Männer uns die Hand reichen wollten, so wären wir des Gelingens gewiß!"

„Sie meinen Moreau?" fragte die Generalin.

„Ihn vor Allen, den Sieger von Hohenlinden betet die Armee an, ihm folgt das Volk!"

Die Generalin nickte. Der Chouan fuhr fort:

„Der König würde ihn besser belohnen, als der Bonaparte, der eifersüchtig auf seinen Ruhm ist, der Moreau's überlegenes Talent fürchtet und mit Recht. Moreau als Connetable von Frankreich, Chef aller Armeen, würde neben dem Könige die glänzendste Stellung einnehmen!"

Cadoudal hatte seine Worte sehr glücklich gewählt, es konnte für die Generalin nichts schmeichelhafter sein, als den Mann, den sie liebte, an dem Posten zu sehen, den die Clisson und Montmorency eingenommen.

„Lassen Sie mich machen!" sagte sie zu dem Chouan, dieser küßte ihr die Hand.

Während Pichegru und Cadoudal bemüht waren, den berühmten Moreau, der durch seine Popularität in der Armee und im Volk eine sehr wichtige Person für sie war, für ihre Sache zu gewinnen, ging ein Mann, der Bedientenkleidung trug und sie bis zur Thür Moreau's begleitet hatte, eilig nach dem Faubourg St. Germain und trat in das Hôtel der Frau von Lusignan.

Auch dort war heute nicht Empfangabend und Blanche saß mit ihrem Gemahl und Marguerite von Maulevrier in einem niedlichen Boudoir. Marguerite hatte sich entschlossen, nach langem Kampfe, Herrn von Lusignan ihr Geheimniß mitzutheilen und ihn um seinen Rath zu bitten, sie hatte es auf Blanche's Andringen gethan und in der festen Hoffnung, dieser, einem uralten Stamme entsprossene Edelmann, werde ihrer Meinung sein und durch seine Autorität Blanche's Ansicht besiegen.

Marguerite fühlte mehr als je das Bedürfniß schneller Entscheidung, der Zustand, das Schwanken zwischen Wollen und Nichtwollen, wurde ihr unerträglich.

Wie staunte sie, als sie Herrn von Lusignan, den alten Adeligen, dessen Ahnen sogar die Königskrone von Cypern getragen, der laut der Familientradition, von der fabelhaften „schönen Melusine" abstammte, nach kurzem Bedenken also sprechen hörte:

„Liebe Freundin, alles in der Welt hat seine Zeit, es entsteht, blüht, vergeht, so auch der Adel. Der Adel war eine nützliche Institution zu den Zeiten der Gründung der christlichen Reiche, er

blühte während der Kreuzzüge, er vergeht schon seit dem funfzehnten Jahrhundert. Täuschen Sie sich nicht, lassen Sie mich reden, der Untergang des Adels dauert lange, sehr lange, weil unsere Vorfahren sehr fest bauten, Gebäude wie Institutionen, darum trotzt er lange, auch noch in Trümmern der Zeit. In England hat man den alten Adel fortwährend mit einem neuen gestützt, die alten, mürben Institutionen stets durch neue, feste ersetzt, darum ist die englische Aristocratie ein so compactes, sicheres Ganzes geworden; der französische Adel dagegen wurde, nachdem schon die Valois mächtig an der alten, ehrwürdigen Institution gerüttelt, eine Ruine unter Richelieu's Händen, Ludwig **XIV.** hat diese ehrwürdige Ruine mit allem Flitterkram wieder aufgeputzt, aber nicht hergestellt, unter den beiden folgenden Königen verwitterte jener Flitterkram, die Revolution riß ihn ab, zerschlug die Ruine gänzlich, nahm was noch an brauchbaren Stoffen daran war in das Gebäude des neuen Staats auf und warf das Uebrige verächtlich von sich. Was wollen Sie — ohne Adel wird kein Staat jemals bestehen, in den freisinnigsten Verfassungen muß sich ein Adel bilden, die Geschichte lehrt es,

ist die Zeit kriegerisch, wie jetzt, so wird es ein Soldatenadel, ist sie friedlich, ein Geldadel, oder Geistesadel, oder beides zugleich. Nun jetzt bildet sich in Frankreich ein solcher neuer Adel, der, gleich unserm alten, sich auf die Tapferkeit gründet, dessen Diplome mit dem Schwerte geschrieben werden. Der alte Adel kann nichts besseres thun, als sich auflösen in den neuen, den neuen Adel seinem alten hinzufügen und so eine Stellung erringen, die doppelten Glanz hat. Sie lieben Herrn Lionel Deschamps, das ist ein Mann des neuen Adels, geben Sie ihm Ihre Hand, so sind Sie dem neuen Staat einverleibt und gehören der neuen Zeit an, Sie haben auf Ihre Nachkommenschaft einen doppelten Glanz geworfen, den einer alten, edeln Abstammung und den eines neuen Verdienstes, thun Sie es nicht, so treten Sie aus Ihrer Zeit heraus und werden als unbrauchbar weggeworfen, was Ihnen, als einer guten Französin, ein Schmerz sein würde. Schon das ist zu bemerken, aber noch mehr, im ersten Falle machen Sie zwei Menschen glücklich, nämlich sich und Lionel Deschamps, im zweiten aber dieselben beiden Menschen höchst unglücklich. Nun wählen Sie!"

Herr von Lusignan schwieg erfreut still, denn er hatte die Schwäche, sich unglaublich gern reden zu hören, man ertrug diese Schwäche gern, weil er nicht übel sprach, verhinderte ihn aber doch öfters an längern Reden. Der gute Mann freute sich herzlich, daß er Gelegenheit gehabt hatte, eine Art von Rede zu halten. Blanche, die ihren Mann liebte, fand natürlich Alles was er sagte ausgezeichnet, aber diese Rede entzückte sie, weil sie ganz in ihrem Interesse war. Marguerite dagegen, obgleich sie im Grunde nichts gegen das Raisonnement Lusignans einwenden konnte, war nicht eben erbaut davon und begann Einwendungen zu machen, bei denen sie nach Frauenweise sich auf Vernunftgründe gar nicht einließ, sondern auf ihre Gefühle provocirte. Herr von Lusignan war deshalb nicht beleidigt, wie wohl ein Andrer an seiner Stelle, nein, im Gegentheil, er war erfreut, bekam er doch dadurch Gelegenheit zu einer zweiten Rede. Er schickte sich eben dazu an, als ihm diese schöne Gelegenheit, seine oratorischen Talente auf eine glänzende Weise zu zeigen, unerwartet entrissen wurde.

Man hörte nämlich draußen im Vorzimmer zankende Stimmen und als Herr von Lusignan die Thür öffnete, um nach dem Grunde dieser Störung zu sehen, trat ein Mann in Dienerkleidung ins Zimmer und rief heftig!

„Will mich doch das verdammte Bedientenpack hindern, zu meiner gnädigen Herrschaft zu gehen, man sagt, sie sei nicht zu Hause, ich weiß aber, daß Blanche von Gontaut für den alten Raoul immer zu Hause ist!"

Herr von Lusignan starrte den Eintretenden verdutzt an und staunte nicht wenig, als die beiden Damen aufsprangen und laut riefen:

„Raoul, alter Raoul, Du lebst noch, wo kommst Du her? was machst Du?"

„Liebe Blanche, ich begreife gar nicht!" — sagte Lusignan.

„Mein Gott!" lachte Blanche, „es ist der alte Raoul, meines Vaters Jäger, meines armen Bruders Adjutant, ehemals Capitain Deiner Freundin Marguerite!"

„So ist's, gnädiger Herr," bestätigte der alte Raoul und bat um Verzeihung, wenn er gestört habe.

Lusignan war nun befriedigt und Raoul zog ein Paquet aus seiner Tasche, das ziemlich umfangreich war.

„Ich wollte," begann er, „mein alter gnädiger Herr hätte Sie noch so gesehen, Madame, in dem Zustande" —

Blanche erröthete und Lusignan lächelte selbstgefällig.

„Er wäre außer sich vor Freude gewesen, es war ein lustiger, guter, alter Herr, Ihr seliger Schwiegervater, mein gnädiger Herr, aber von ihm will ich nicht sprechen, es ist gut, daß er alle die Gräuel nicht mehr gesehen hat, er starb zwei Tage nach der Nachricht, daß die Republikaner den König abgesetzt hätten. Die Nachricht war mit Schuld an seinem Tode. Ich wollte aber nicht von ihm sprechen, sondern von meinem armen, gnädigen Herrn, dem Herrn Chevalier, das war ein Mann!" —

„Ich habe ihn gekannt, er war mein Freund," — sagte Lusignan.

„Nun, dann hatten Sie einen Freund treu wie Gold, Sie wissen, wie er seinem Könige treu

und seiner Ehre bei dem Schloß Coëtlegon, das einst seinem Vater gehörte, erschossen wurde?"

„Wir wissen es!" antwortete Lusignan mit einem gerührten Blick auf seine Frau. Blanche weinte dem Andenken ihres Bruders eine Thräne.

„Es wird Dir doch diese Aufregung nicht schaden?" fragte der besorgte Ehemann. Blanche schüttelte ihr Köpfchen, Raoul fuhr fort:

„Da ist ein Paquet Papiere, das mir der gnädige Herr Chevalier vor seinem Tode gegeben, ich habe es nun sieben Jahre mit mir in der Bretagne, auf dem Meer, in England und Gott weiß wo noch, herumgeschleppt, ich durfte ja nicht nach Paris, da ist es, ich bin froh, daß ich's los bin!"

„Aber jetzt, Raoul, seid Ihr jetzt nicht mehr in Gefahr, hier in Paris?" fragte Marguerite.

„Wie man's nimmt, Madame, wir beide sind zusammen in größrer Gefahr gewesen!"

„In Rennes, Raoul!"

„Ja, da stand uns das Messer an der Kehle!"

„Ihr habt vermuthlich die Amnestie des ersten Consuls benutzt, mein Freund, und seid in das Vaterland zurückgekehrt?" fragte Lusignan.

„Amnestie," antwortete Raoul finster, „was hab ich verbrochen, daß ich einer Amnestie bedürfte? und wenn ich etwas verbrochen habe, wer hat das Recht, mich zu bestrafen, oder mich zu begnadigen, außer dem Könige, außer Sr. Majestät Ludwig XVIII., meinem Herrn?"

„Das will ich Euch sagen, mein Lieber," versetzte Lusignan eifrig.

„Ich möchte es hören!"

„Nun, Ihr habt die Waffen gegen Euer Vaterland getragen und das dadurch beleidigte Vaterland verzeiht Euch durch den Mund des ersten Consuls!"

Sprachlos starrte der Chouan den Edelmann an, er sah Blanche an, als wollte er fragen „ist denn wirklich dieser Mensch Dein Gemahl, Du Schwester des loyalen de Tinteniac, der sein edles Blut für den König vergoß?" Mühsam nur sammelte er sich, dann sprach er rauh:

„Der König ist das Vaterland, für ihn, für das Vaterland, habe ich die Waffen getragen, gegen die verfluchte, königsmörderische Republik, gegen das vielköpfige Ungeheuer, das mein Vaterland tyrannisirte und nun jetzt soll ich dafür Verzeihung

bedürfen, Amnestie von dem schlauen Korsen, der sich's mit zwei Pinseln von Mitconsuln bequem macht in dem Pallaste unserer alten Könige? Nichts da von Amnestie — der Raoul braucht Eure Amnestie nicht, Todfeindschaft zwischen ihm und dem Bonaparte für immer!"

Bei der Heftigkeit, mit der Raoul sprach, fuhr Blanche auf, die sich mit der Durchsicht von ihres armen Bruders hinterlassenen Papieren beschäftigte.

„Raoul," sagte sie sanft, „alter Raoul, vergiß Dich nicht, mein Gemahl will Dich nicht beleidigen; nicht wahr, Du bleibst bei uns, mein Bruder legt es mir in diesen Briefen noch besonders ans Herz, Dich nicht zu verlassen!"

„Gott segne meinen edeln Chevalier," antwortete Raoul ruhiger, Blanche's sanfte Weise hatte etwas Besänftigendes, „aber hier bei Ihnen bleiben kann ich nicht, ich bin ein Feind Eures Bonaparte, vor dem Ihr jetzt alle wie vor einem Götzenbilde kniet, Ihr werdet sehn, was Ihr daran für Gewinn habt; der König braucht mich und der alte Raoul hat beim alten Grafen Gontaut, beim edeln Chevalier und bei Georges Cadoudal gelernt, des

Königs Ruf zu gehorchen, er hält es noch für eine Ehre, dem Könige zu folgen, was sonst die ganze Nation mit ihm für eine Ehre hielt. Leben Sie alle wohl, ich werde Sie wiedersehn zu einer Zeit, wo sich Ihre Ansichten seltsam geändert haben werden. Gott segne Sie Alle!"

Ohne eine Antwort abzuwarten, eilte der Chouan hinaus und zwar so geschwind, daß Lusignans Bedienten nicht übel Lust hatten, ihn fest zu halten; sie glaubten, er habe etwas gestohlen im Zimmer.

Die achttägige Frist, die sich Marguerite ausgebeten hatte, war fast verflossen und Blanche hatte wenigstens ihre Freundin dahin zu bestimmen gewußt, dem Baron Ventadour eine abschlägliche Antwort zu ertheilen, wenn sich Marguerite auch noch nicht hatte entschließen können, zu einer Verbindung mit dem Manne, den sie liebte.

„Sie wird schon nachgeben," hatte Lusignan seine Frau getröstet.

„Ja," meinte Blanche, „ich glaube es auch, nur müßte Lionel hier sein, sie liebt ihn wirklich, aber ein abwesender Liebhaber ist in den meisten Fällen für uns Weiber so gut wie Keiner!"

„Du hast Recht, meine Liebe, und ich fürchte, daß Marguerite noch mehrere Anträge bekommen wird, unsere zurückgekehrten Emigranten haben zum Theil ihre Güter verloren, zum Theil sie im Auslande verbraucht, Marguerite's Namen hat einen guten Klang, ihre großen Erbgüter, die ihr geblieben sind, weil die guten Vendéer sie nicht vom Convent kaufen wollten und sich kein Pariser getraute, sich dort ansässig zu machen, haben einen noch bessern. Die Freier werden nicht fehlen.“

Blanche sah das ein und ersehnte mehr als je die Ankunft ihres Clienten. Indeß hatte Marguerite ihre beiden alten Freunde, den Baron Breteuil und den guten Rozier, zu sich beschieden, ihnen mitgetheilt, daß sie entschlossen sei, die Hand des Barons von Ventadour auszuschlagen, weil sie ihn nicht liebe und den alten Breteuil gebeten, dem Großprior die ablehnende Antwort mit möglichster Schonung zu überbringen.

Im Interesse Lionels hatte sich Rozier darüber gefreut, Baron Breteuil aber sehr gewundert, er hielt dafür, daß Marguerite keine passendere Verbindung eingehen könne, indeß hatte er, da die Gräfin fest blieb, keine Weiterungen gemacht und

den Auftrag übernommen. Er begab sich von der Faubourg St. Germain sogleich nach dem Hotel Clérembaut, um zu verhindern, daß der Großprior etwa selbst käme und — kurz er ging den unangenehmen Auftrag auszurichten, um den beiden Vettern und der Gräfin einen unangenehmen Auftritt zu ersparen. Im Hotel Clérembaut wurde er sogleich gemeldet und in einen Salon geführt, in welchem einige zwanzig Männer versammelt waren. Als sein Name genannt wurde, drehten sich fast Alle um, man drängte sich zuvorkommend um den alten, treuen Freund des Königthums, der Baron schaute sich verwundert im Kreise um, förmlich erschrocken rief er plötzlich:

„Georges Cadoudal!“

„Ich freue mich, Sie zu sehen, Herr Baron!“ antwortete der Chouan mit tiefer Neigung.

Die Gesellschaft war zu seltsam zusammengesetzt, der alte Ministerstaatssecretair zu geübt, als daß er ihren Zweck nicht hätte erkennen sollen, doch that er, als bemerke er nichts, er bat Herrn von Clérembaut um einige Minuten. Der Großprior führte ihn in ein Nebenzimmer und vernahm staunend

Marguerite's Weigerung, seinem Vetter ihre Hand zu geben.

„Die Familie muß das Interesse der jungen Person wahrnehmen, man muß sie zwingen, ihr Glück nicht von sich zu stoßen!"

„Lieber Herr von Clérembaut," die Gräfin von Maulevrier ist durchaus keine junge Person mehr, sondern nach alten, wie neuen, Gesetzen, längst majorenn und dann wird diese Dame, die in der Vendée und der Bretagne wie ein Mann gefochten, nicht gerade sich zwingen lassen wie ein Kind."

„Aber was ist der Grund?" fragte der Großprior dringend.

Baron Breteuil hatte gehört von der Leidenschaft Lionels zu Marguerite, sie hatte ihm nichts davon gesagt, er wußte gar nichts Näheres, aber er hatte sehr richtig geschlossen, daß darin der Grund von Margueritens Weigerung liege. Er glaubte keine Indiscretion zu begehen, ja er glaubte Marguerite zu nützen und den Großprior von ärgerlichen Eclats abzuhalten, wenn er ihm diesen Grund mittheilte.

„Die Gräfin liebt schon!" sagte er.

„Wem denn?“ forschte der Großprior weiter.

„Einen Generalofficier des ersten Consuls!“ antwortete Breteuil „und“ fügte er hinzu, „Sie würden gut thun, keine gewaltsamen Maßregeln zu ergreifen, sondern Ihren Plan aufzugeben, denn Sie wissen, daß der erste Consul gern seine jungen Legionsritter mit alten Familien verbindet!“

„Nun,“ lachte der Großprior,“ für jetzt freilich kann ich nichts thun, es möchte aber bald die Zeit kommen, wo man wenig mehr fragen wird nach dem Herrn Bonaparte und seinen Rittern von Gestern!“

„Ich glaube Sie zu verstehen, mein Herr von Clérembaut, nehmen Sie sich in Acht, das Frankreich von 1802 ist gar nicht mehr das von 1793, aber es hat die Revolution satt, es fühlt sich behaglich in der neuen Ordnung und Ruhe, Sie haben Ihre Zeit schlecht gewählt!“

„Meinen Sie, Herr von Breteuil?“ fragte Clérembaut gereizt.

„Mein Herr!“ sagte der alte Minister ruhig, „es kann Niemand mehr die Rückkehr der Bourbonen wünschen, als ich, ich glaube mein Royalismus ist außer allem Zweifel — ich bin jetzt alt

und kann nicht mehr kämpfen und handeln für meinen König, aber meine Wünsche gehen noch immer mit ihm. Ein Versuch indeß, wie Sie ihn jetzt vorhaben, wird dem König nichts nützen, sondern nur diejenigen verderben, die ihn unternehmen, ich sah vorher in Ihrem Salon mehrere Männer, um die ich trauere im Voraus!"

„Sie verzeihen, Herr Baron, Ihr Alter zeigt Ihnen Schwierigkeiten, wo keine sind — wir haben die Elite des Adels und bedeutende Generale auf unserer Seite." —

„Und das Volk?" fragte Breteuil.

„Pah!" entgegnete der Großprior, „das Volk folgt dem Impuls, der ihm gegeben wird, es hat keinen Willen!"

„Mein Gott!" rief der alte Minister," haben Sie denn gar nichts gelernt in diesen dreizehn Jahren? das Volk hat keinen Willen? so? hatten Sie denn 1790 nicht auch die Elite des Adels für sich? der Adel konnte 1790 das Königthum, das bestand, nicht halten gegen den Volkswillen und jetzt nach 13 Jahren wollen einige unzufriedene Generale und Edelleute dasselbe gegen den

Volkswillen wiederherstellen? Ich beklage Sie und Ihre Freunde, mein Herr von Clérembaut!"

„Lassen Sie sich sagen, daß der berühmte General Moreau für uns ist!"

„So ist ein guter Franzose mehr und ein guter Feldherr ebenfalls unklug genug in sein Verderben zu rennen, doch ich will nichts mehr von Ihrem Plane wissen, man soll nicht sagen, daß der alte Breteuil nach einem fast achtzigjährigen Leben, das er seinem Könige geopfert, einfältig genug gewesen sei, sich in einen solchen abenteuerlichen Plan einzulassen. Warnen Sie Ihre Freunde, und schweigen wir davon. Nur noch eins, ich bitte Sie, Margueriten von Maulevrier nicht zu bedrängen, ich bin überzeugt, diese junge Dame läßt sich keinen Gemahl aufzwingen und Baron Ventadour denkt zu adlig, um ein Mädchen zu seiner Gemahlin zu begehren, das ihn nicht liebt. Ich habe die Ehre mich Ihnen zu empfehlen."

Als Herr von Clérembaut in den Salon zurückkam, frug man allgemein nach dem Baron Breteuil. Aergerlich theilte er die Ansichten des Barons mit, aber in einer Weise, die den alten, kühnen Royali-

sten im Lichte eines schwachen Greises erscheinen ließen.

„Der gute Baron wird alt und schwach!" das war die Stimme Aller.

„Wir müssen unsern Plan beschleunigen, meine Herrn!" nahm ein junger Mann das Wort, „sonst fällt noch Alles von der königlichen Fahne ab, der Bonaparte zieht, wie ein Magnet das Eisen, alles an sich mit unwiderstehlicher Gewalt!"

„Jeder Tag sieht einen neuen Abfall," sprach ein Anderer, „gestern hat ein Montmorency den ersten Consul um Dienste gebeten, ein Montmorency, meine Herrn!"

„Schrecklich, unerhört!" sagte man.

„Heute hat mein Vetter von Chateaubriand von ihm die Stelle eines Geschäftsträgers bei der helvetischen Republik angenommen!"

„Und eine Cousine von mir, eine Gräfin Maulevrier, eine ehemalige Heldin der Vendée heirathet einen Officier des ersten Consuls!" warf Clérembaut ärgerlich dazwischen.

„Es ist hohe Zeit!" war das Urtheil Aller.

Man entfernte sich indeß, ohne einen Entschluß zu fassen. Pichegrü und Georges Cadoudal

trieben umsonst, die Edelleute zögerten und zögerten. Moreau, durch seine Frau gedrängt, versprach, wenn alles vorüber und das Consulat gestürzt sei, das Commando der Truppen zu übernehmen; zu etwas Weiterem war er nicht zu bringen.

Bonaparte wußte, daß es in Paris eine unzufriedene Partei gäbe, seine Polizei war aufmerksam, doch hatte man keine sichere Nachricht, man wußte nichts Bestimmtes.

Es war eine häßliche, regnichte Decembernacht, als Georges Cadoudal aus dem Hôtel Clérembaut fortging und einem Hause der Vorstadt zueilte, wo er sich den Tag über versteckt hielt. Cadoudal brauchte stets die Vorsicht, nur in der Dämmerung auszugehen. Aber das gerade hatte einen Polizeispion aufmerksam gemacht, die Gänge des Chouans wurden schon seit mehreren Tagen beobachtet und Savary wußte bereits, daß Unzufriedene zusammen kamen bei Moreau, bei Clérembaut und einigen Andern. Er wußte, daß ein Fremder alle diese Versammlungen besuchte und hatte Befehl gegeben, sich seiner Person zu bemächtigen. Seit der Geschichte mit der Höllenmaschine war die Polizei ungemein vorsichtig.

Cadoudal bog eben um die Ecke der Rue St. Paul, als sich eine Hand auf seine Schulter legte und eine Stimme ihm befahl, sich zu ergeben. Der Chouan war überrascht; eine Laterne wurde geöffnet und er sah sich von sechs wohlbewaffneten Polizeidienern umgeben, die ihn in ihre Mitte nahmen. Widerstand war unmöglich, er fragte daher ruhig: „Wer sind Sie, meine Herren, in wessen Auftrag nehmen Sie mich gefangen?"

„Namens und Auftrags des Herrn Polizeiministers und damit gut!" antwortete man ihm und befahl ihm zu folgen. Cadoudal gehorchte und bemerkte, daß man ihn geradenwegs zum Hôtel des Polizeiministers führte.

Die Gedanken des Royalisten waren eben nicht erfreulicher Art. Er wußte, daß ein Preis auf seinem Kopfe stand, er wußte, daß ihm der Tod gewiß war.

Man kam in dem Hôtel des Polizeiministers an und führte ihn eine Treppe hinauf; in einem Vorsaal nahm man ihm seine Pistolen ab und durchsuchte ihn, Papiere fand man nicht. Der Befehlshaber seiner Wache führte ihn nun in ein Zimmer, wo er ihn mit einem Gensd'armen allein

ließ, er selbst ging, um dem Minister seinen Rappport zu machen. Nach einigen Minuten kehrte er zurück und sagte: „Jean, in einer halben Stunde wird der Herr Minister klingeln, dann führst Du den Arrestanten hinein!“

Der Chouan verlor kein Wort. Er dachte an seine Befreiung. Er hatte nur einen Wächter, der war bewaffnet, aber Cadoudal hoffte mit ihm fertig zu werden. Er dachte nicht daran, daß er in dem Palais des Polizeiministers war, daß er wohl aus diesem Zimmer, aber nicht aus dem Hôtel, das mit Gensd'armen und Polizeisoldaten aller Art gefüllt war, entkommen könne.

Er zog sein Schnupftuch heraus und machte eine ganz unverdächtige Bewegung, der Gensd'arm ging ruhig an der Thür auf und ab, plötzlich war der Chouan dicht an ihm und drückte ihm mit eisernem Druck die Kehle zusammen, während er ihn zu gleicher Zeit mit dem linken Arm fest an sich zog. Der Gensd'arm war nicht im Stande ein Glied zu rühren, Cadoudal drückte seine Kehle immer fester, Todesschweiß stand auf der Stirn des unglücklichen Menschen, er begann dumpf zu röcheln, seine Augen traten weit aus ihren Höhlen,

noch ein letzter Druck und er hatte aufgehört zu leben.

Georges Cadoudal legte den Gensd'armen vorsichtig nieder, überzeugte sich von seinem Tode und nahm den Säbel und die Pistolen seines Opfers, die er geladen fand, zu sich.

Eben wollte er durch die Thür hinaustreten auf den Vorsaal; der kühne, wilde Mensch hatte wirklich den Plan, sich einen blutigen Weg zu bahnen aus dem Hôtel; Muth, Kraft waren ihm zurückgekehrt, seitdem er Waffen in der Hand hatte. Schon legte er die Hand auf die Thürklinke, als ihm ein anderer Plan einfiel. Ein so großes Hôtel hatte sicher mehr als einen Ausgang; er verriegelte jetzt die Thür, die auf den Vorsaal ging, von innen und ging auf die zweite zu, die nach der andern Seite führte, sie war verschlossen, aber der Schlüssel steckte im Schloß. Der Chouan schloß auf, nahm die Laterne, die der Gensd'arm auf den Tisch gestellt hatte und sah sich in einem großen Saal, in welchem wahrscheinlich am Tage die Schreiber des Ministers arbeiteten.

Er durchschritt ihn eilig und hatte nur die Absicht, sich möglichst weit von dem Zimmer, in dem

die Leiche des Gensd'armen lag und damit von der Gegend, in der man ihn suchen konnte, zu entfernen, auch brauchte er die Vorsicht, alle Thüren hinter sich zu verschließen. Aus diesem Saal kam er in einen zweiten, ähnlichen, der nur kleiner war, als der erste. Aus diesem trat er in ein Gemach, das sichtlich das Arbeitscabinet des Ministers war, der Schein seiner Laterne fiel auf den Schreibtisch, mit rascher Hand erfaßte er ein Papier, was oben auf lag und steckte es in die Tasche. Er sah sich weiter um. Das Kabinet hatte drei Thüren. Die, durch welche er hereingekommen war, lag hinter ihm, er ging leise an die rechts, denn er konnte sich denken, daß er nun in die Privatgemächer des Ministers gelangen müsse. Er hörte sprechen in dem Zimmer neben an. Eine männliche und eine weibliche Stimme.

Georges Cadoudal stand am Schlafzimmer des Polizeiministers.

Einen Augenblick schwankte er, sollte er hineintreten, dem General Savary die Pistole auf die Brust setzen und ihn zwingen, ihn freizulassen? Er besann sich anders, leise drehte er den Schlüssel um und schloß den Minister einsammt der Frau Mini-

sterin in ihrem Schlafgemach, dann ging er nach der andern Thür. Sie war unverschlossen.

Cadoudal befand sich in einem eleganten Salon, es war des Ministers Empfangzimmer, immer die Thüren hinter sich abschließend, eilte der Chouan durch sechs bis acht Gemächer und stand endlich vor einer Thür, die von innen verschlossen war. Diese Thür hatte oben ein Glasfenster, das mit einer grünseidnen Gardine verhängt war, es brannte Licht in dem Gemach.

Cadoudal öffnete das Glasfenster, faßte hinein, zog den Riegel zurück und trat furchtlos ein.

Das nicht wieder befestigte Fenster klapperte, als er die Thür hinter sich schloß und von dem Geräusch erweckt, fuhr ein junges, bildschönes Mädchen mit einem Schrei auf von ihrem Lager.

Mit einem Satz war der Chouan an ihrem Bette.

„Stille, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist!' rief er halblaut.

Zitternd starrte ihn das Mädchen an.

„Ich bin kein Dieb, kein Mörder, nur ein Anhänger des Königthums, man hat mich verhaftet,

Sie sind Weib, haben ein weiches Herz, sagen Sie mir einen Ausweg aus diesem Hotel!"

„Eine Klingel ertönte, sie wurde heftig gezogen.

„Ist das die Klingel des Ministers?" fragte der Chouan.

„Nein, es ist die Klingel meiner Schwester, der Ministerin!" antwortete das junge Mädchen, das sich von ihrem Schreck zu erholen begann.

„Gut, ich habe sie mit ihrem Gemahl eingeschlossen — antworten Sie, Ihnen kann nichts an meinem Tode liegen, wissen Sie einen Rettungsweg für mich, schönes Mädchen, retten Sie den Georges Cadoudal!"

Das junge Mädchen hatte sich gefaßt, der berühmte Chef der Chouannerie stand vor ihr und bat sie um Rettung, keine Französin schlägt eine solche Bitte ab unter solchen Umständen. Was kümmerte sie die Politik, es war für sie viel zu interessant, den Chef der Chouans zu retten, als daß sie an etwas anderes hätte denken sollen.

„Ich werde Sie retten, Herr Cadoudal," sagte sie entschlossen. „Fürchten Sie nichts, jetzt drehen

Sie sich um; besehen Sie sich den hübschen Kupferstich da und sehen Sie sich nicht um!"

Der Chouan war gerade nicht in der Stimmung, die Schönheiten eines Kupferstiches zu bewundern, er hörte fortwährend die Klingel tönen, aber er drehte sich gehorsam um.

Die schöne Schwägerin des Polizeiministers sprang aus dem Bette, schob ihre kleinen Füßchen in ein paar gestickte Pantöffelchen, warf eine Morgenrobe um und sagte dann heiter:

„Wie finden Sie den Kupferstich, Herr Cadoudal!"

Dieser war trotz seines rauhen Kriegerlebens zu sehr Franzose, um nicht der jungen Schönheit, von der er seine Rettung erwartete, einige Schmeicheleien zu sagen. Er faßte die Hand des jungen Mädchens, küßte sie und sprach so sanft es ihm möglich war:

„Schöne Retterin, ich habe nichts gesehn, ich habe nur an das holde Gesicht der Dame gedacht, die edel und großmüthig genug denkt, einen armen Royalisten zu retten!"

„Gut gesagt," lachte das junge Mädchen, „ich sehe, die Chouans sind Leute von Bildung,

kommen Sie, meine gute Schwester klingelt heftig, der Einfall, meinen langweiligen Schwager mit ihr einzuschließen, ist köstlich, Herr Cadoudal, schon deshalb würde ich Sie retten!"

Die Schwägerin des Polizeiministers öffnete eine Tapetenthür und ging voraus, der Chouan folgte. Man stieg eine schmale Treppe hinab und befand sich vor einer Thür, die von dem jungen Mädchen, trotz ihrer Schwere und Größe leicht und geräuschlos geöffnet wurde.

Die junge Dame schien diese Thür häufig zu benutzen.

„Jetzt gehen Sie, Herr Cadoudal, denken Sie zuweilen an Françoise Delmar, gehen Sie, sparen Sie Ihre Worte!"

Der Chouan schien die Weiber zu kennen, er umarmte das schöne Mädchen heftig und küßte sie, sie ließ es geschehen, schob ihn mit einem „Adieu!" zur Thür hinaus und diese schloß sich schnell.

Georges Cadoudal befand sich in einer kleinen Gasse, er lief und war bald weit vom Hôtel des Ministers entfernt, in welchem man ihn noch nicht vermißt hatte.

Die schöne Françoise kehrte in ihr Zimmer zurück.

„Köstlich!" rief sie, „Georges Cadoudal, der furchtbare Chef der Chouannerie um Mitternacht auf meinem Schlafzimmer, ich seine Lebensretterin, das ist doch noch ein Abenteuer! Ein schöner Mann, eine interessante Narbe, ein glühendes Auge, und wie küßte er! Ha! der Kuß brannte wie Feuer! Und mein Schwager eingeschlossen im Schlafzimmer meiner Schwester! Superbe! der Chouan hat einen ausgezeichneten Witz gemacht!"

Françoise Delmar konnte nicht einschlafen vor Freude über ihr Abenteuer, zu dem wurde es höchst laut im Hôtel. Sie hörte die Klingel des Ministers.

„Jetzt ist er dem Schlafgemach entschlüpft!" lachte Françoise bei sich.

Laufen und Rennen auf allen Gängen, zusammenklappernde Thüren.

„Man sucht ihn!" sagte sie zu sich selbst.

Sie hörte kommen! Schreckliches Gepolter! Man klopft an ihre Thür!

„Françoise! Françoise!" rief die Stimme ihrer Schwester.

Das junge Mädchen steht zum zweiten Male auf, öffnet und fragt mit verstellter Bestürzung nach der Bedeutung dieses späten Besuches. Die Frau des Ministers ist ganz außer sich. Endlich ruft sie: „Hast Du nichts gesehn, gehört?"

„Nein!"

„Alle Thüren im Hause sind verschlossen, ich mußte sie mit dem Hauptschlüssel öffnen!"

„Nun?"

„Mein Gott, diese Nacht hat man den berüchtigten Chouan, Georges Cadoudal, eingefangen, man weckte den Minister, der mit mir schlief; ehe er sich ankleidet, hat der Chouan einen Gensd'armen erdrosselt, alle Thüren im Hause verschlossen und ist fort. Er muß sich durch ein offenes Fenster im untern Stock gerettet haben. Der Minister ist außer sich vor Zorn, der Mensch ist gerade durch die Stube der Gensd'armen gegangen, aber diese haben geschlafen! Es ist entsetzlich, wenn man selbst im Hôtel des Polizeiministers nicht sicher ist!"

Françoise war ganz der Meinung ihrer Schwester. Diese gute Frau war blos gekommen, um zu sehen, ob Françoise nicht etwa auch erdrosselt sei.

Sie entfernte sich etwas ruhiger.

Françoise lachte ihr nach und verschloß vorsichtig dreizehn Stück Stubenschlüssel, die der Chouan auf dem Stuhl vor ihrem Bette liegen gelassen.

„Es ist ein capitaler Mensch, der Herr Cadoudal!" sagte sie.

Die Frau Ministerin sollte noch einen neuen Sturm bestehen, denn als sie in das Cabinet des Ministers kam, hatte dieser so eben ein wichtiges Actenstück vermißt.

Georges Cadoudal hatte es mit sich genommen, wie wir wissen.

Wir lassen das Hôtel des Polizeiministers in der größten Aufregung.

VIII.

Drei Todte.

„Auch die Todten sollen leben!"
(Fr. von Schiller.)

„Exoriari aliquis ex ossibus ultor."

Schneeflocken, die faul und langsam niederfallen auf die schmutzigen Straßen von Paris, mit einzelnen Regentropfen vermischt, ein unausstehlicher, häßlicher Abend. —

Eine verhüllte Gestalt schlüpft in ein Haus der Vorstadt St. Denis.

„Halt, wer ist's?" fragt den Eintretenden eine tiefe Stimme.

„Einer von jenseits!" lautet die Antwort.

„Gebt das Wort!"

„Long live our noble king!“

„God save the freench king!“

„God save the king!“

„Passirt!“

Der Verhüllte tritt in ein Zimmer zu ebner Erde, dessen schwache Erleuchtung nur eben bemerken läßt, daß schon mehr als zwanzig Männer darin versammelt sind, die alle tief schweigend Platz nehmen und etwas zu erwarten scheinen.

Draußen vor der Thür wiederholten sich dieselben Fragen und Antworten wohl noch dreißig Mal in Zeit von einer halben Stunde und das erwähnte Zimmer füllte sich immer mehr.

Endlich scheint die Versammlung vollzählig zu sein, ein Mann, in dem wir den General Pichegru erkennen, nimmt einen Stuhl, der in der Mitte des Zimmers steht, ein und ruft mit lauter Stimme:

„Meine Herren, die Sitzung ist eröffnet!“

Georges Cadoudal tritt vor und beginnt in seiner rauhen Weise:

„Wir sind hier versammelt, um den Tyrannen zu stürzen und das Vaterland zu befreien, aber wie sollen wir unsern Zweck erreichen, wenn wir Verräther unter uns dulden, Männer, die sich heuchle=

risch an uns anschmeicheln, um unsere Pläne den Ministern des Tyrannen zu verrathen?"

Ein Geflüster von leisen Stimmen war vernehmlich.

„Nennt die Verräther, die ihren Eid brechen, damit wir sie strafen!" fordert der Präsident.

Georges Cadoudal entfaltet ein Papier und redet weiter:

„Die Verräther werden ihrer Strafe nicht entgehen. Dieses Papier nahm ich vor fast zwei Monaten von dem Tisch des Ministers, seit zwei Monaten schlich ich den Verräthern nach, hätte ich sie reuig befunden, getreu, ich hätte geschwiegen, aber sie haben sich mit einem neuen Verrath befleckt und jetzt muß ich reden."

„Reden Sie, Cadoudal, reden Sie, nennen Sie die Verräther!" riefen viele Stimmen.

Manches Antlitz aber erblaßte und manches Herz schlug hörbar, als der Chouan im Kreise umblickend rief:

„Dieses Papier enthält Angaben über unsere Pläne, nennt uns fast alle namentlich und ist von vier der Unsrigen unterzeichnet. Die Verräther sind: General Leonce, Capitain Puigilhem, Antoine Servier und Brancal!"

„Tod den Verräthern!" klang es von allen Seiten. Eine unruhige Bewegung gab sich kund in der ganzen Versammlung, man sah sich mehrere absondern und vier Männer standen allein im Saal.

Es waren die vier Bezeichneten, die von Cadoudal des Verraths Bezüchtigten.

Man sah in den Gesichtern dieser Männer indeß mehr Schaam über die traurige Rolle, als Angst oder Furcht vor den Todesdrohungen, die rings um sie her laut wurden.

„Die Versammlung stimme ab über die Strafe der Verräther!" klang Pichegru's Stimme.

„Tod, Tod, keine Abstimmung!" lautete die allgemeine Antwort.

Da drängte sich ein mittelgroßer, nicht eben schöner Mann durch die Reihen der Verschworenen und fragte mit kecker Stimme:

„In wessen Auftrag, in wessen Vollmacht maßt sich diese Versammlung ein Urtheil an über vier gute Franzosen?"

Beim Anblick dieses Mannes, beim Ton seiner Stimme erbleichte manches Gesicht im Kreise, ja Einige versuchten sogar zur Thür hinaus zu ent=

kommen, prallten aber entsetzt zurück, als sie dort ein Commando der Consulargarde aufgestellt fanden.

„Wir sind verrathen!“ tönte es leise durch den Saal.

„Ich frage noch einmal nach Eurer richterlichen Befugniß?“ rief der oben erwähnte Mann noch lauter.

„Und wer seid Ihr, uns solche Fragen vorzulegen!“ lautete die Antwort Pichegru's.

Der Mann lachte höhnisch, sah sich im Kreise um und sagte:

„Die Herren, mit den bleichen Gesichtern da, kennen mich, aber Ihnen, Pichegru, will ich mich nennen, ich bin der General Savary!“

Pichegru sprang auf von seinem Präsidentenstuhl. Cadoudals Stimme aber donnerte:

„Dir, Savary, will ich meine Vollmacht geben, im Namen des Königs von Frankreich, stirb Rebell!“

Der Chouan hatte eine Pistole aus der Brusttasche gerissen und feuerte sie ab auf den Polizeiminister. Savary, der allen Bewegungen des berüchtigten Chefs mit den Augen gefolgt war, sprang geschickt auf die Seite und die Kugel streckte den General Leonce, der hinter ihm stand, nieder.

„Ergebt Euch, im Namen des ersten Consuls,“

rief er mit lauter Stimme und die draußen postirten Grenadiere rückten in den Saal.

„Es lebe der König!" antwortete der Chouan und sprang zum Fenster hinaus, der treue Raoul folgte ihm. Draußen aber sah er sich von drei Grenadieren empfangen.

O, Savary hatte an Alles gedacht.

Cadoudal schoß den ersten Grenadier nieder, aber der zweite rannte ihm sein Bajonet in die Seite und zerbrach ihm durch die Gewalt des Stoßes zwei Rippen. Der Chouan stürzte zusammen, Raoul, der indeß den dritten Grenadier erschossen hatte, sprang herbei und versuchte seinen Chef zu retten. Er umfaßte ihn.

„Rette Dich, Raoul," stöhnte Cadoudal, „mit mir ist's aus, rette Dich für den König!"

Grenadiere und Polizeisoldaten eilten auf den Knall der beiden Schüsse herbei; Raoul, der es unmöglich fand, seinen Chef zu retten, rief ihm ein Lebewohl zu und eilte davon.

Fünf, sechs Schüsse wurden auf ihn abgefeuert, es traf ihn Keiner.

Im Zimmer unten war gar kein Widerstand gewesen, selbst Pichegru hatte sich ruhig gefangen

nehmen lassen und nur der Baron Ventadour stellte sich in eine Ecke, warf die Scheide seines Degens weg, wickelte den Mantel um seinen linken Arm und wehrte sich wie ein Verzweifelter gegen die Angriffe von sechs bis acht Gensd'armes.

„Ergebt Euch!“ rief ihm der Brigadier zu.

„Es lebe der König!“ antwortete der Baron und hieb den Gensd'armen übers Gesicht.

Fast zehn Minuten vertheidigte sich der Edelmann so, da riß endlich einem Gensd'armen die Geduld, er sprang zwei Schritte zurück, zog seine Pistole und schoß den Baron durch die Brust.

„Es lebe der König!“ rief Vendadour mit letzter Kraft, als er zusammenstürzte.

Man sagte allgemein später, der junge Edelmann, der der Verschwörung ganz fremd gewesen und heute der ersten Versammlung beigewohnt habe, hätte sich aus Verzweiflung über den von Gräfin Marguerite erhaltenen Korb so tollkühn in den Tod gestürzt.

Pichegru und Cadoudal, die Leiter der Verschwörung waren gefangen, auch General Moreau wurde noch in der Nacht verhaftet.

Es war Ende Februar 1804, als diese Verhaftungen geschahen, Paris war in einer furcht=

samen Aufregung; man hätte gern gesprochen, geforscht, geurthelt, aber man wagte es nicht mehr. Wer sollte es wagen, die Handlungen des ersten Consuls zu bekritteln, wenn dieser Mann in der Republik, im freien Frankreich so mächtig war, daß er auf eigne Hand einen so berühmten General, wie Moreau, auf einfache Verdachtsgründe hin, gefangen setzen lassen konnte?

In dieser Zeit wurde General Deschamps unter die Consulargarde versetzt und erhielt das Commando der Grenadiere à cheval dieser Prätorianer.

Er war einen Tag in Paris, Blanche hatte ihn freundlich, Marguerite ernst empfangen, Lionel war enthusiastisch eingenommen für Bonaparte, Marguerite fühlte einen Widerwillen gegen den Mann des Jahrhunderts, hatte deß kein Hehl und am ersten Tage schon kam es zwischen ihr und Lionel zu einem Disput. Blanche warnte den jungen General, dieser aber ließ sich von seiner Hitze hinreißen, Marguerite, verwundet durch Ventadours Tod, den sie sich zuschrieb, gereizt durch den alten Raoul, den sie bei sich versteckt hielt, begegnete dem glühenden Enthusiasmus Lionels mit eisiger Kälte.

Mit Trauer und Schmerz sah Blanche an diesem Abend die Grundlage zu einer neuen Scheidewand zwischen zwei liebenden Herzen.

Lionel, empört über die Kälte des Mädchens, das er liebte, versuchte ein Mittel, das alle sanguinischen Menschen gern ergreifen, er ging ins Extrem und versuchte Marguerite einzuschüchtern.

Das wäre angebracht gewesen bei einem sanften, schmiegsamen Kinde, aber die Gräfin Maulevrier mußte es erzürnen, sie redete gar nicht mehr. Lionel sprach immer lauter und heftiger, Blanche gab ihm vergeblich Zeichen, der junge General piquirte sich darauf, sie nicht zu verstehen, endlich rief er:

„Es ist mir ein wahrer Genuß, morgen die Execution des verdammten Rebellen, des Cadoudal, commandiren zu können!"

Marguerite, im Innersten verwundet, stand auf und ging.

„Lionel, Sie haben sich um die Braut geredet, Sie haben sich selbst und Marguerite unglücklich gemacht!" sagte Blanche, die es mit Beiden so herzlich gut meinte, trübe.

Deschamps kam zur Besinnung, er war außer sich, es war gar nicht seine Herzensmeinung, noch

ehe er zu Margueriten ging, hatte er das Executionscommando höchst unerfreulich gefunden. Er hatte, wie so viele junge Männer zu thun pflegen, in der Hitze etwas ganz andres behauptet, als er meinte.

Jetzt beschwor er Blanche um ihre Vermittelung.

„Ich werde Sie nicht verlassen, Lionel,“ sagte die edle Frau, „aber ich fürchte, es wird alles vergebens sein, seit Ventadours Tode ist Margueritens finsterer Stolz in seiner ganzen Heftigkeit wieder erwacht. Die Verhaftung so vieler Adeligen, Pichegrus geheimnißvoller Tod im Gefängniß, das alles hat die Gräfin so gegen Ihren ersten Consul eingenommen, daß sie nur noch einen Tyrannen in ihm sieht!“

Mit zerrissenem Herzen nahm der junge General Abschied von seiner Freundin.

Das Consulat Bonaparte's hatte blutig begonnen, blutig sollte es enden, mit edelm Blut bahnte er sich den Weg zum Kaiserthrone.

Am dritten März 1804 wurde Georges Cadoudal erschossen. —

Pichegru und Cadoudal!

Doch hier hat Bonaparte eine Entschuldigung.

Moreau wurde lebenslänglich aus Frankreich verbannt, Bonaparte beseitigte in ihm einen Nebenbuhler, der gefährlich war. Auch das ist zu entschuldigen.

Aber am 15. März wurde der Herzog von Enghien zu Ettenheim in der Pfalz, auf deutschen Reiches Grund und Boden durch ein Kavallerie-detachement unter General Ordener aufgehoben, in Eile nach Vincennes geführt, in einigen Stunden von einer Militaircommission gerichtet und im Schloßgraben erschossen.

Dieser Frevel war kein Act der Politik, oder der Usurpation, sondern der Gewaltthätigkeit und des Zorns. Bonaparte hatte nicht nöthig, so blutig mit den Royalisten zu brechen, noch auch, wie man gesagt hat, den Jacobinern ein Opfer zu bringen, da diese nicht mehr existirten. Die Männer, die der Revolution noch anhingen, fürchteten damals weit mehr den Despotismus, als die royalistische Reaction. Alles läßt vermuthen, daß Bonaparte, der das Leben der Menschen eben so wenig achtete, als das Völkerrecht und der sich bereits eine heftige und rasche Politik angewöhnt hatte, den bourbonischen Prinzen für einen Mitverschwornen Pichegru's

hielt und den Verschwörungen, der einzigen Gefahr, die ihn damals bedrohte, ein Ende machen wollte.

Herzog Enghien, Georges Cadoudal und Pichegru! Das waren die drei Todten, deren Gräber der erste Consul als Markstein an die Grenze seines Consulats stellte.

Einige Monate später war er Erbkaiser der Franzosen, ein Papst hatte ihn in Notredame gesalbt, unter den Acclamationen des Volks, desselben Volks, das zehn Jahre früher Ludwig XVI. und Maria Antoinette guillotiniren ließ.

Ein einziger Mann in Frankreich hatte widersprochen: Carnot. Ganz Frankreich war umgestaltet, wie durch einen Zauberschlag, die Republik von Gestern, war heute ein Erbkaiserthum.

Die Revolution war bis zu den politischen Principien der alten Herrschaft zurückgeschritten, ja noch darüber hinaus: es herrschte noch dieselbe Ueberspannung, derselbe Fanatismus; allein es war eine Ueberspannung der Schmeichelei, ein Fanatismus der Knechtschaft.

Alle Oeffentlichkeit wurde vernichtet, eine Censurcommission bewachte die Presse mit einer Strenge, wie man sie unter dem Königthum nie

gekannt, die Sitzungen des Tribunats wurden partiel und geheim.

Frankreich wurde trotz Königsmords, trotz der furchtbaren Revolution, nun zehn lange Jahre hindurch bei verschlossenen Thüren regiert.

Die Legitimität ist die einzige Basis, die eine Garantie für die freiere, weitere Volksentwicklung bietet.

„Es lebe die Freiheit und der König!“ riefen die Girondisten Lehardi, Fauchet und du Chatel in der Nacht vor ihrem Tode.

Sie hatten Recht! die Nähe des Todes verleiht eine Art von Hellsichtigkeit.

Kläglicher Anblick! Der Komödiant Bonaparte auf dem Throne Heinrichs IV.? Indeß spielte er seine Rolle, Dank Talma's künstlerischen Bemühungen, ganz leidlich. Aber die neuen französischen Prinzen? Herr Ludwig und Herr Joseph Bonaparte!

Und erst die Herren Reichsmarschälle!

Die alten Edelleute lachten über den Marschall, der sich mit dem Finger die Nase schneuzte und dann die Hand fein säuberlich mit dem Taschentuch reinigte. Die alten Republikaner wendeten sich

empört ab von den goldstrotzenden Sclaven, die vor Kurzem noch so laut nach Freiheit geschrieen.

Napoleon kümmerte sich wenig darum, er hatte seine Prätorianer, seine Soldaten, wer ihm ein schiefes Gesicht zeigte, den wies er von sich und strafte ihn durch seine Ungnade.

Bald war er von seinen Kreaturen umgeben, klein, ganz klein erscheint der Mann, der so gewaltig auf dem Schlachtfelde ist, als französischer Kaiser in den Tuilerien.

Bonaparte war nicht groß genug, um Monk zu sein, darum wurde er Erbkaiser der Franzosen und verschmachtete auf St. Helena.

Alle Franzosen, die nicht geblendet durch Napoleons Größe zu den Füßen des neuen Kaiserthums, sich in der altpersischen Proskynesis übten, wendeten sich ab von dem Mörder des edeln Enghien, die gemäßigtern Royalisten verließen Paris, um auf ihren Gütern eine bessere Zeit zu erwarten, denn dieses Kaiserthum, das wußten sie, konnte keinen Bestand haben, es konnte nicht Wurzel fassen in dem Herzen der Nation.

Der Salon des Herrn von Lusignan füllte sich immer mehr mit glühenden Bewunderern des

Kaisers, die Gemäßigtern schwiegen still, oder entfernten sich ganz.

Die Kluft, die Deschamps von Marguerite trennte, wurde immer größer und die Gräfin würde bereits von Paris nach ihren Gütern in der Vendée gegangen sein, wenn sie nicht hätte die Honneurs in Lusignans Salon machen müssen, da die liebenswürdige Blanche, nach der Geburt eines Knaben für lange Zeit außer Stand war, die Gesellschaft zu besuchen.

Als Blanche wieder erschien, dachte Marguerite trotz den Bitten ihrer Freundin ernstlicher als je an ihre Abreise. Blanche hatte das Vertrauen ihrer Freundin verloren, sie hatte zu offen Deschamps Partei genommen.

General Deschamps ging mit blutendem Herzen ins Feld, der Verlust einer Marguerite ist nicht so leicht zu verschmerzen. Er klagte sich der Thorheit, Margueriten aber der Grausamkeit an.

Hätte er gewußt, wie viel Thränen die stolze Gräfin im Stillen um ihn weinte, er hätte es nicht gethan.

Anfang des Jahres **1805** reiste wirklich Gräfin Maulevrier mit der Marquise und dem Marquis von Larochejacquelein in die Vendée ab. Ihr

Abschied von Blanche war kalt, nur im Moment der Trennung verlangte das Herz sein Recht, und weinend trennten sich die beiden Freundinnen.

Raoul war in dem Gefolge der Gräfin Maulevrier.

Lionel Deschamps stand bei der Armee in Deutschland und fühlte mehr als je, wie sehr er Marguerite liebe.

Wir haben unserer Erzählung nur noch wenige Schlußworte beizufügen. General Deschamps fiel mit Ruhm und Wunden bedeckt bei Austerlitz. Marguerite bekannte nach seinem Tode ihre Liebe zu ihm offen, sie hat sich nie vermählt, der alte Breteuil starb in ihren Armen, Raoul lebt noch heute als Castellan in dem uns wohlbekannten Argenton le Chateau.

Ende der dritten und letzten Abtheilung.

Druck von Sieghart und Voigt in Penig.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hesekiel, George,

Royalisten und Republicaner Aus der Zeit der französischen Republik

Bd.: 3

Leipzig 1845

P.o.germ. 617 gy-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10111003-0